

# Aufsatzstoffe und Aufsatzproben

für die

Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums.

---

## Programm

des k. alten Gymnasiums in Bamberg

von

**Dr. Johann Schmaus,**

k. Gymnasiallehrer.

---

Bamberg 1894.

W. Gärtner's Buchdruckerei (D. Siebentees).

BAMB  
1 (1894)

Verordnungen und Verfügungen

des Königl. Ministeriums des Innern

Programm

des öffentlichen Unterrichts in Preussen

von Dr. Johann Eduard

Wimmer

Leipzig, 1831.

Verlag von C. Neumann, Neudamm.

## I.

### Allgemeines über Aufsatzthemen.

Das schwierigste Stück Arbeit ist für den Schüler zweifellos der deutsche Aufsatz. Dies sagt uns unsere eigene Erinnerung aus der Jugendzeit, das bestätigen uns die Schüler selber, wenn wir einmal außerhalb der Schule in ungezwungener Weise mit ihnen verkehren. Wie könnte es auch anders sein? Erfordert doch die Ausarbeitung eines deutschen Themas scharfes Denken, reifliches Überlegen, lebhafte Einbildungskraft, warmes Empfinden, gespannte Aufmerksamkeit, zähen Willen; sie nimmt, um es kurz zu sagen, die ganze geistige Kraft in Anspruch. Es ist deshalb, wenn überhaupt, so namentlich auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes das „Ne quid nimis“ des alten Weltweisen am Platze. Der Lehrer möge sich hüten, zu hohe Anforderungen zu stellen und durch Ausklügeln hochgeschraubter Themen glänzen zu wollen. Was ist denn die Folge einer Übertreibung? Die Schüler schieben die Arbeit aus Scheu vor ihrer Schwierigkeit hinaus bis zum letzten Tag, setzen sich dann beim Schein des Abendlämpchens hin und schreiben ohne viel Nachdenken frisch darauf los, bis sie glauben, die nötige Anzahl der Seiten erreicht zu haben; am andern Tag wird dann in der Schule ein Aufsatz eingereicht, der an läppiſchem, thörichtem Inhalte, an krauem Gedankengange, an Unebenheiten der Form oft seinesgleichen sucht. Aber so hat weder der Lehrer noch der Schüler einen Gewinn zu verzeichnen. Der Lehrer ist unmutig über den Mißerfolg, unmutig ob der kostbaren Zeit, die er mit der Korrektur solcher Sudelarbeiten vergeuden muß; der Schüler aber hat einen weiteren Schritt in der Angewöhnung von Oberflächlichkeit und Leichtfertigkeit gethan. Wenn heutzutage noch nicht so Befriedigendes im deutschen Aufsatz erreicht wird, als doch wohl erreicht werden könnte, so ist an diesem Mißerfolge oft weniger die Mangelhaftigkeit der Lehrweise und des Lehrganges als die Verftiegenheit der Themen schuld. Und was diesen Fehler be-

trifft, so reichen die von manchen bis in den Himmel erhobenen literarischen und geschichtlichen Themen den vielgeschmähten moralischen Aufgaben schweusterlich die Hand, ja übertrumpfen womöglich dieselben noch\*).

Es sollte nicht erst schlimme Erfahrung, sondern schon das Nachdenken über das Ziel des deutschen Aufsatzunterrichtes vor überspannten Aufgaben warnen. Der deutsche Aufsatzunterricht verfolgt doch formale Ziele; er sieht es nicht auf Erweiterung des Wissens ab, sondern er sucht den Schüler zu befähigen, seine Kenntnisse über irgend einen Gegenstand zu sammeln, die gesammelten Gedanken logisch und übersichtlich zu ordnen, die einzelnen Glieder geschmackvoll mit einander zu verknüpfen und in richtiger, verständlicher und angemessener Sprache auszudrücken. Um nun den Schüler zu diesen vier Fertigkeiten zu erziehen, muß man ihm immer Gegenstände bieten, über die er reiche und klare Vorstellungen hat. Bekommt er dagegen ein Thema, das er mit dem Verstande nicht beherrscht und für das er in seinem Gedächtnisse wenig Stoff findet, wie soll er da Gedanken sammeln, ordnen und einkleiden, wie soll er sich da in der Invention, Disposition und Elocution üben? Er befindet sich wahrlich in der Lage eines Töpfers, der keinen Lehm hat und doch eine schön geformte Urne drehen soll. Eine ähnliche Anschauung äußert auch Schleiermacher in seiner Erziehungslehre:

„Es ist unmöglich, Gegenstände, die an sich zu schwierig und zu hoch sind, so zu bearbeiten, daß man mit dem Stoffe ringend auch zugleich auf die künstlerische Seite der Sprache Sorgfalt verwende.“

\*) Wenn man da in Aufsatzbüchern von Themen hört, wie:

Eignet sich der Stoff des Epos von Wolfram von Eschenbach „Parzival“ zur Fabel eines Musikdramas?

Wie würde Schiller die Handlung eines Dramas Egmont gestalten haben?

so schätzt man sich drei- und viermal glücklich bei dem Gedanken, nicht mehr auf der Schulbank zu sitzen und sein armes Gehirn mit der „Meditation“ über solche geistreiche Einfälle martern zu müssen.

Es lassen sich vielleicht mehrere Eigenschaften aufstellen, die einem namentlich für die mittleren Klassen des Gymnasiums berechneten Thema zukommen sollen; wenigstens will ich es versuchen. Doch bemerke ich im voraus, daß ich im Sinne habe, mich weniger in allgemeinen, ins Unbestimmte sich verlierenden Erörterungen zu ergehen als klipp und klar in Beispielen zu reden.

Das Thema darf einmal nicht zu umfangreich sein, darf, um mich nach Schülerart auszudrücken, nicht zu viele Seiten erfordern. Nach meiner Ansicht überschreiten das Maß oft schon die Inhaltsangaben längerer Gedichte, wie z. B. der meisten Balladen Schillers. Die Frische und Geduld der Schüler reichen bei solchen langwierigen Arbeiten nicht bis zum Ende aus; sie ermüden und werden mißmutig. Man sieht es in der Regel dem Anfange ihres Aufsatzes an, daß sie sich mit ihm Mühe gegeben haben. Die Schrift ist sauber, die Interpunktion sorgfältig, der Ausdruck gefeilt. Plötzlich aber beginnt ein flüchtiger Federzug und mit ihm Nachlässigkeit in Ausdruck und Inhalt. Anderseits freilich darf man den Schülern auch nicht ein Thema geben, aus dem sie trotz alles Nachsinnens nicht viel herauszupressen vermögen; dieses vergebliche Bemühen macht sie ebenfalls unwirsch und gleichgültig. Häufig habe ich schon in Aufsatzbüchern die Aufgabe getroffen: Die Kapelle auf Rhodus nach Schillers Ballade „Der Kampf mit dem Drachen“. Aber die Andeutungen, die der Dichter in der 15. Strophe gibt, reichen bei weitem nicht aus, daß unsere Phantasie sich ein klares und vollständiges Bild formen kann. Da lasse man lieber eine Kapelle der Umgegend beschreiben; die Wirklichkeit gibt viel mehr Stoff an die Hand als in diesem Falle der Dichter. Also die Aufgabe sei nicht zu umfänglich, aber auch nicht zu mager. Für die 4. und 5. Klasse beanspruche die Ausarbeitung etwa 4—6 Quartseiten; für die 6. Klasse mag sie sich noch über ein paar Seiten weiter ausdehnen, da ja auch bloß eine Hausaufgabe im Monat gefordert wird. Es nimmt sich zwar etwas pedantisch aus, den Umfang so nach der Seitenzahl zu regeln, aber ich meine, es hat den Vorzug der Bestimmtheit.

Eine weitere Forderung ist, daß der Inhalt des Themas nicht zu viele Schwierigkeiten biete. In dieser Beziehung möchte ich namentlich zwei Arten von Aufgaben verpönt wissen: eine Art, die den Schüler in Gebiete hineinführt, die ihm aus eigener Anschauung nicht bekannt sind, und eine andere, die zu große Anforderungen an das Denkvermögen stellt. Zur ersten Klasse gehört das häufig gegebene Thema: Vergleichung von Wüste und Meer. Wer von den Schülern hat nur ein Meer, geschweige denn eine Wüste gesehen? In der Regel nicht ein einziger. Und doch sollen sie darüber schreiben! Ich gebe auf einen etwaigen Einwand gerne zu, daß sie manches über Wüste und Meer lesen und sich Vorstellungen über diese beiden Gebiete bilden. Aber diese Vorstellungen sind in vielen Punkten lückenhaft, verschwommen und sogar unwahr. Denn die Lektüre erstreckt sich zumeist auf phantastisch ausgeschmückte Robinsonaden, weniger auf wissenschaftliche geographische Werke, und dann kann sie überhaupt keine so klaren und deutlichen Bilder geben, wie wir sie durch das Schauen erlangen. Und der Lehrer, der diese nebelhaften Bilder zu klären hätte, ist nicht viel besser daran als der Schüler; denn auch er hat in der Regel weder auf einem Dampfer die Salzflut durchschnitten noch auf einem Dromedar die Sahara durchquert. Dieses Schweifen in die Ferne wäre noch verzeihlich, wenn die Heimat so arm an Stoffen wäre. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Wenn der Lehrer in der Umgebung seines Wohnsitzes mit offenem Auge und nur einiger Kenntnis der Natur durch Feld und Wiese, Wald und Heide wandelt, so wird sich ihm eine schier unerschöpfliche Fülle von Aufgaben darbieten, die wie wenige für die Schule geeignet sind. Der Schüler sieht sich veranlaßt, in die freie Natur hinauszuwandern und dort im Anblick der Gegenstände, die er beschreiben soll, die Invention anzustellen; dadurch wird seine Schilderung voll, lebendig und naturwahr, und zugleich wird er zu einer genauen Erforschung der Heimat und zu einer liebevollen Versenkung in die Schönheiten derselben geführt. Ich kann es hier nicht unterlassen, auf einen Schaden mancher deutschen Lesebücher hinzu-

weisen. Diese schildern viel häufiger exotische als heimische Dinge. So finde ich in einem Lesebuch unmittelbar hintereinander folgende Titel: Der Nil; Ein Tag unter dem Äquator; Die Alanos; Beschreibung einer Zigeunerherberge; Die ungarischen Puzten. Das halte ich für ungeeignet. Das deutsche Lesebuch hat in erster Linie dem deutschen und nicht dem naturkundlichen oder geographischen Unterrichte zu dienen. Und um diesen Zweck zu erfüllen, muß es hauptsächlich Darstellungen aus der Heimat bringen. Erstens eignen sich diese als Vorbilder für die Darstellungen der Schüler; steht z. B. im Lesebuche eine Schilderung der Eiche, dann mag es der Schüler nach den gegebenen Gesichtspunkten mit der Schilderung einer Buche versuchen; für welche Aufgabe aber z. B. die Beschreibung der Alanos vorbildlich sein könnte, ist für mich unerfindlich. Dann sind auch in anderer Beziehung die Beschreibungen heimischer Gegenstände nutzbringender als fremdländischer Fauna und Flora. Diese letztern Beschreibungen mögen ja oft sehr interessant sein und die Einbildungskraft lebhaft reizen; aber sie entbehren eines wichtigen didaktischen Momentes. Der Schüler ist mit den beschriebenen Gegenständen wenig oder gar nicht vertraut, und deshalb vermag er auch die Naturwahrheit der Schilderung nicht voll zu würdigen. Anders bei der Beschreibung eines heimatlichen Gegenstandes, vorausgesetzt, daß sie gut ist. Da kann der Schüler wahrnehmen, wie genau die Beobachtung, wie treffend und anschaulich der Ausdruck ist, wie das Bild der Worte übereinstimmt mit dem Bilde der Wirklichkeit; diese Erkenntnis macht ihm Freude und eifert ihn an, daß er einerseits aufmerksamem Sinnes das Lesestück durchliest, andererseits aufmerksamem Auges die Natur betrachtet, um bei gegebener Gelegenheit ebenso plastisch schildern zu können.

Zu schwierig für die Mittelstufe der Gymnasien sind ferner Aufgaben, die das Denkvermögen der Schüler übermäßig in Anspruch nehmen. In dieser Beziehung erscheinen namentlich diejenigen Themen zu anstrengend, die für ein Sprichwort oder eine Sentenz die deduktive Begründung verlangen und den im

philosophischen Denken noch wenig geschulten Schüler zwingen, allgemeinen, unanfechtbaren Sätzen nachzuspüren und aus ihnen die Wahrheit der vorliegenden Behauptung zu erweisen. Es sind das die sogenannten philosophischen oder rationalen Aufsätze, die früher allgemein die Schule beherrschten, aber jetzt durch die literarischen und geschichtlichen Themen in den Hintergrund gedrängt sind. In den oberen Klassen möchte ich sie nicht gänzlich missen, da an ihnen die Technik des Aufsatzes am besten gezeigt werden kann; aber für die mittleren Klassen sind sie entschieden zu hoch. Da empfiehlt sich für allgemeine Sätze die induktive Beweisführung, d. i. die Beweisführung durch Beispiele aus dem täglichen Leben und der Geschichte.

Als dritte Eigenschaft verlange ich von einem Thema, daß es anziehend, ja geradezu poetisch sei, im Stoffe sowohl wie in der Einkleidung. Ich meine aber unter poetischen Themen nicht solche, die zu überschwenglichen Gefühlsergüssen oder phantastischen Träumereien reizen, sondern solche, die gleichmäßig an Verstand, Phantasie und Gemüt sich wenden, anregend, belebend, erwärmend. Es sind das hauptsächlich freudige Lebenserinnerungen, anmutende oder begeisternde Erzählungen aus der Dichtung und Geschichte, schöne Naturbilder. Dagegen möchte ich den poetischen Gehalt absprechen den sogenannten Wasser- und Feuerthemen, wie Nutzen des Wassers, Schaden des Feuers u. ä. Sie wecken kein Interesse und gehen auf nichts anderes hinaus als auf eine fast endlose, trockene Aufzählung. Höchstens regt sich der Spott bei einem fecken Jungen, der sich für den „faden“ Aufsatz zu rächen und ihn mit einer kleinen Boshaftigkeit zu würzen sucht, wie z. B. einer unter anderen Vorteilen des Wassers auch diesen namhaft machte: Wenn es kein Wasser gegeben hätte, so hätte Kolumbus Amerika nicht entdeckt. Diese Stoffe werden auch dadurch nicht poetisch, wenn man sie in Dichterworte kleidet, wenn man anstatt „Nutzen des Wassers“ die bekannten pindarischen Worte „ἀριστον ὕδωρ“ als Titel wählt oder wenn man die Aufschrift „Schädliche Wirkungen des Feuers“ durch die bekannten malerischen Verse aus der „Glocke“ ersetzt.

Poetischen Reizes entbehren auch alltägliche Gebrauchsgegenstände, wie die Feder, das Lineal, der Stuhl, der Tisch und dergleichen. Diesterweg meint freilich: „Gerätschaften, Waffen, Maschinen, überhaupt technologische Gegenstände sind die passendsten Mittel zu eigentlichen Verstandesübungen“; ich bin auch damit einverstanden, wenn diese Übungen mündlich, in einem Dialoge zwischen Lehrer und Schülern, abgehalten werden, da sie den Wahrnehmungssinn schärfen und mit einer Menge von Kunstausdrücken bekannt machen. Aber zu einem Aufsatzstoff möchte ich z. B. die Feder doch nicht verwenden. Denn als alltäglicher Gebrauchsgegenstand reizt sie zu wenig das Interesse; als technischer Gegenstand macht sie den Schülern in mancher Beziehung Schwierigkeiten; infolge ihrer Kleinheit bietet sie zu wenig Stoff. In Hinsicht auf den letzten Punkt bemerkt ganz richtig Böhm in seiner Methodik des deutschen Unterrichtes: „Eine Beschreibung ist nicht um so leichter, je kleiner der zu beschreibende Gegenstand ist; der Anfänger gar will eine breite Grundlage und große Massen haben, deren einzelne Teile ihm mehr in die Augen springen.“

Manche glauben, das Schwarze getroffen zu haben, wenn sie eine Lehrstunde beschreiben lassen; derartige Aufgaben, meinen sie, müssen gelingen, da sie den Schülern Selbsterlebtes, Selbstbeobachtetes bieten. Aber ich fürchte, daß sie erst recht das Ziel verfehlt haben. Geben wir uns keiner Täuschung hin! Jeder Schüler ist froh, wenn er wieder eine Lehrstunde, mag sie auch noch so interessant gewesen sein, hinter sich hat und wenn wieder ein Schritt vorwärts gethan ist. Nun zwingt ihn aber eine solche Aufgabe, wieder von vorn anzufangen und das Vollbrachte nochmals zu vollbringen (*rem actam agere*). Da verspürt er so etwas wie Tartarusqualen, und falls er mythenkundig ist, vergleicht er sich etwa mit dem bedauernswerten Steinwälzer Sisyphus.

Hat der Lehrer einen anziehenden Stoff gefunden, so möge er noch ein weiteres thun und ihn in einer fesselnden Form zur Bearbeitung bieten. Das Thema z. B. „Die Frühlingsflora“

ist ansprechend und darf sicherlich auf den Beifall der Schüler rechnen; aber es gewinnt noch größeren Reiz, wenn es die Fassung erhält: Ein Blumenstrauß, gepflückt an einem Maitage. Namentlich muß solche Themen, die auf den ersten Blick etwas trockener Natur zu sein scheinen, die Form zu verschönern und mit einem poetischen Schimmer zu umkränzen suchen. Die Schulordnung schreibt z. B. Schilderungen von Naturvorgängen vor, und sicherlich ist in ihrem Sinne der Aufsatz „Verwandlungen des Wassers“. Kündige ich aber das Thema mit diesen dürren Worten an, so werde ich keine Sympathie für dasselbe erwecken; gebe ich ihm jedoch die Form „Reise eines Wassertropfens“, so wird, des bin ich sicher, eine freudige Bewegung durch die Klasse gehen. Eine besondere Liebe ist bei den Schülern auch für Beschreibungen nicht vorhanden; man gewinnt sie erst dann dafür, wenn man nach Art der Dichter das Nebeneinander in ein Nacheinander auflöst, wenn man z. B. das Thema „Die Käse“ umgestaltet in das Thema: „Ein Tag aus dem Leben einer Käse“.

Manchem fällt es vielleicht auf, daß ich den poetischen Gehalt eines Themas so betone, mehr als es sonst in der Regel geschieht. Aber ich bin der Überzeugung, daß der Erfolg eines Themas, wenigstens in den mittleren Klassen, in erster Linie davon abhängt, daß es anziehend ist, daß es die Phantasie lebendig und das Herz warm macht. Und diese Überzeugung habe ich durch mehrjährige Erfahrungen gewonnen. Nur eine sei angeführt! Ich hatte einst als Ordinarius die 4. Klasse, die etwas über 30 Schüler zählte. Sie waren im allgemeinen willig, und einige verrieten ein gutes Talent. Die Erfolge waren auch in den andern Fächern befriedigend; nur die deutschen Aufsätze ließen manches zu wünschen übrig. Ich tröstete mich schließlich mit dem häufig gebrauchten Trostgrund, daß sie eben keine Anlage für den deutschen Aufsatz hätten. Da gab ich einmal an einem kalten Januartage das Thema „Winterabend im Familienkreise“, und siehe da, ich erlebte, was ich nie zu erleben gehofft hatte, die Durchsicht deutscher Aufsätze war für mich ein

Genuß. Seit der Zeit sind poetisch angehauchte Themen meine Lieblingsthemen geworden, und ich glaube, sie werden es bleiben, solange es mir vergönnt ist, als Lehrer zu wirken. Auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes bin ich eben Erfolgeanbieter.

Zum Schlusse dieser allgemeinen Erörterung will ich noch meine Ansicht darüber aussprechen, ob der Schüler bei Fertigung einer deutschen Aufgabe produktiv oder reproduktiv erscheinen soll. Ganz und gar bin ich dagegen, daß dem Schüler ein Aufsatz vorgelesen wird, den er dann möglichst getreu ad verbum nachschreiben soll. Man will dadurch die Arbeit erleichtern, in Wirklichkeit nimmt man aber nur die Freude daran; denn sklavische Reproduktion ist langweilig und geisttötend. Andererseits halte ich es aber auch bei vielen Arten von Aufgaben nicht für genügend, das Thema zu diktieren und dann den Schüler mit demselben allein zu lassen. Ich meine, man soll nach Angabe des Themas mit den Schülern in eine Konversation über den Inhalt desselben treten. Sie beteiligen sich nach meiner Erfahrung sehr rege daran und tragen mit geschäftigem Wettstreit Stoff herbei; der Lehrer hat berichtend einzugreifen, manches abzuweisen, manches zu ergänzen. Nach der Sammlung des Stoffes muß man ihn möglichst klar und anschaulich zu machen suchen; hiebei empfiehlt es sich, bei dem einen oder andern Punkte zu zeigen, wie er sich geschmackvoll durchführen läßt. Schließlich ergibt sich mit Leichtigkeit eine Gruppierung des Materials, und selbst manche Übergänge bieten sich ungesucht dar. Hiemit wird die Besprechung geschlossen und die selbständige Arbeit der Schüler beginnt.

Es sei mir gestattet, an einem Beispiele, etwa an dem Thema „Ein Stündchen den Fluß entlang“, die einzelnen Stadien der Besprechung aufzuzeigen. Zunächst ist die ganze Klasse rührig wie ein Bienenschwarm in der Herbeischaffung von Material. Der Lehrer nimmt das bunte Allerlei an, wie es ihm geboten wird, und schreibt es an die Tafel, z. B. Fische, Kahn, Angler, Schwalben, Bergföhren, Mühle u. dgl. Dann kommt das zweite schwierigere Stadium, in dem die Zahl der Hörer bedeutend größer ist als die der Sprecher. Der Lehrer stellt nämlich eine Reihe von Fragen über jeden Gegenstand, um ihn recht klar vor die Seele der Schüler treten

zu lassen. Über die „Schwalben, die über dem Wasserspiegel dahinfliegen,“ sind vielleicht folgende Fragen angezeigt: Was fällt von der Gestalt der fliegenden Schwalben vorzugsweise in die Augen? Welcher Art gehören sie an? Wie sind ihre Bewegungen? Was suchen sie zu erhaschen? Und in ähnlicher Weise behandelt man die andern Punkte. Doch muß bemerkt werden, daß die Schüler nicht alles, was vorgetragen wird, in ihrer Schilderung verwenden müssen, sondern daß sie nur den einen oder andern Zug, wie es eben gerade paßt, berücksichtigen sollen. Drittens erfolgt dann die Bildung von Gruppen und die Bestimmung ihrer Aufeinanderfolge. Bei unserm Thema ergibt sich vielleicht folgender Plan:

- I. Allgemeiner Anblick (Begrenzung, Länge und Breite des Flusses; Widerspiegelung des Himmels und der Ufer).
- II. Tierwelt (Fische, Schwalben, Bachstelzen, Schmetterlinge).
- III. Blumenwelt (Dotterblume, Vergißmeinnicht, Wiesenschaumkraut).
- IV. Menschenwelt (Angler, Kahnfahrer, Mühle).

Schließlich wird noch die Mahnung gegeben, die einzelnen Gruppen durch passende Übergänge zu verbinden, wobei man an einem Beispiel zeigt, wie es zu machen ist. Am Schlusse des II. Teiles kann etwa folgendes erzählt werden: Vor dem Spaziergänger bewegt sich ein Citronenfalter her; derselbe läßt sich auf einer Blume nieder; als der Spaziergänger ihn erhaschen will, flattert er über das Wasser auf das andere Ufer hinüber. Durch dieses Bild ist nun ein ungezwungener Übergang zum III. Abschnitt geschaffen; der Spaziergänger betrachtet nämlich anstatt des entflohenen Schmetterlings die Blume und auch ihre Nachbarinnen.

Nützlich ist es noch, den Schülern beim Beginn einer neuen Art von Aufsätzen ein paar Musterproben vorzulesen, um sie mit der Behandlungsweise bekannt zu machen; diese Proben müssen dem Standpunkt der Schüler angemessen sein und sich durch mäßigen Umfang, übersichtliche Gliederung, gefällige Übergänge, gewählte und doch leicht verständliche Sprache und warmen Ton auszeichnen. Aufgabe der Lesebücher ist es, solche Proben zu bieten.

Ich will die Anforderungen, die ich an ein Thema für die mittleren Klassen des Gymnasiums stelle, in folgendem kurzen Satze zusammenfassen: Das Thema sei nicht zu umfangreich, biete einen bekannten, leicht zu entwickelnden Inhalt, nehme durch poetische Färbung ein und rufe eine gewisse produktive Thätigkeit hervor. Wenn ich Umschau halte, welche Arten von Themen

alle diese Merkmale aufweisen, so finde ich zu meiner lebhaften Befriedigung: Diejenigen, welche unsere Schulordnung vorschreibt. Diese verlangt nämlich, nur in etwas anderer Gruppierung und mit etwas anderen Worten, folgende Arten von Aufgaben:

I. Erzählungen:

1. aus dem Leben,
2. aus der Geschichte,
3. aus der Dichtung.

II. Beschreibungen und Schilderungen:

1. von Naturgegenständen,
2. von Naturvorgängen,
3. von Plätzen und Gebäuden.

III. Abhandlungen:

1. Erläuterungen von Sprichwörtern,
2. Entwicklungen von Sentenzen,
3. Begründungen geschichtlicher Urteile.

Welche Themen innerhalb dieser drei Gattungen wieder besonders geeignet sind, davon in den folgenden Abschnitten.

---

## II.

### Erzählungen.

#### 1. Erzählungen aus dem Leben.

Das menschliche Leben in seiner Unererschöpflichkeit und Mannigfaltigkeit bietet für den deutschen Aufsatz zahlreiche und abwechselnde Stoffe dar, die sich durch viele Vorzüge auszeichnen. Einmal sind die Stoffe dem Schüler bekannt, teils durch persönliche Erlebnisse, teils durch Anschauung, — denn natürlich wird man bloß solche wählen, die im Erfahrungskreise des Schülers liegen — so daß es von seiten des Lehrers keiner oder nur geringer Vorbereitung bedarf. Dann interessieren sie den Schüler, eben weil er mit ihnen vertraut ist und die Kraft in sich spürt, sie zu beherrschen und in gefälliger Weise zur Darstellung zu

bringen. Die Disposition, die oft so viel Kopfzerbrechen macht, ist hier durch den zeitlichen Verlauf gegeben, und der sprachliche Ausdruck stellt sich von selber ein, wofür der alte Spruch richtig ist: Rem tene, verba sequentur. Es sind also alle Momente vorhanden, die das Gelingen eines Aufsatzes in Aussicht stellen, und wenn ich meine eigene Erfahrung anziehen darf, so gestehe ich, daß ich aus diesem Gebiete treffliche Schüleraufsätze zu Gesicht bekommen habe. Auch Hildebrand spricht sich sehr anerkennend über solche Aufsätze mit folgenden Worten aus: „Am besten gelingen solche Arbeiten, nach meiner Erfahrung wenigstens um 30 Prozent besser als andere, in denen man die Schüler etwas erzählen und frei gestalten läßt, was sie selbst erlebt und erfahren haben.“

Zu meiner Verwunderung sehe ich, daß Lehmann mit dieser Art von Aufgaben gar nicht einverstanden ist. Derselbe fällt in seinem von Sachkenntnis und Reife des Urteils zeugenden Werke „Der deutsche Unterricht“ folgendes mißgünstige Urteil: „Aus einem selbsterlebten Ereignis oder gar aus einer Reihe von solchen eine abgerundete Erzählung zu gestalten, ist nicht Reproduktion, sondern erfordert in hohem Maße selbstthätige Produktivität, wie das jeder weiß, der es einmal im reiferen Alter versucht hat. Sieht man aber von dieser Anforderung ab, was bleibt denn dann an einem solchen Thema übrig? Dem Stoffe nach nichts als triviale Thatsachen, die in den meisten Fällen den abschreckend sterilen Zirkel bilden: wir fuhren hin, kamen an, aßen und tranken, spielten, aßen und tranken noch einmal und fuhren wieder zurück. Und was können die Schüler aus derartigen Aufzählungen für ihren Stil Wesentliches lernen? Sie bewegen sich meistens in Anschauungen und Ausdrücken des täglichen Lebens, und es wäre auch in der That nicht zu sagen, wie sie das vermeiden sollten, ohne geziert zu werden.“ Wem soll man nun mehr glauben, Hildebrand oder Lehmann? Es wäre das Beste, eine Reihe von Schüleraufsätzen zu veröffentlichen, die persönliche Erlebnisse darstellen; dann könnte jeder aus eigener Anschauung sich ein Urteil über

den Wert oder Unwert solcher Aufgaben bilden. Unter den dieser Schrift angehängten Proben wird man ein paar derartige Aufsätze finden.

Ich will im folgenden mehrere nach Gruppen geordnete Erzählungen aus dem Leben namhaft machen, mit denen ich gute Erfolge erzielte; sie betreffen

- 1) persönliche Erlebnisse des Schülers, z. B. Abschied vom Vaterhaus, Heimkehr ins Vaterhaus, eine Eisenbahnfahrt, eine Kahnfahrt, eine Schlittenfahrt, eine Bergbesteigung, ein Stündchen auf dem Gise, ein Jahrmaktsbesuch, ein Botengang.
- 2) häusliche, regelmäßig wiederkehrende Feste, z. B. Christabend, Sylvesterabend, Namenstagsfeier, Ankunft eines Verwandten. Auch außerordentliche Familienergebnisse eignen sich zur Darstellung; so hat mir ein Schüler z. B. eine herzliche Beschreibung der goldenen Hochzeitfeier seiner Großeltern geliefert; doch muß natürlich ein solches Thema in Auswahl mit anderen Themen gestellt werden, da sonst mancher Schüler in Verlegenheit kommen dürfte. Der Lehrer kann ja einen allgemein gehaltenen Titel geben, etwa „Ein häusliches Fest“.
- 3) Volksgewohnheiten, Volksvergünstigungen, Beschäftigungen einzelner Stände, z. B. Winterabend im Familienkreise, Feierabend im Sommer, Wintervergünstigungen im Freien, das Fest der Weinlese, ein Ballspiel, ein Kriegsspiel, menschliches Leben im Freien bei Wiederkehr des Frühlings, die Heuernte, die Getreideernte, ein Fischzug.
- 4) Volkssitten und Volksgebräuche, namentlich religiöser Natur, mögen sie nun dem Christentum ihre Entstehung verdanken oder aus der germanischen Vorzeit sich herübergerettet haben, z. B. die religiöse Verwendung der Sahlweide, die Osterfeuer, die Johannisfeuer, das Erscheinen des Nikolaus.

Diese Aufgaben empfehlen sich auch deshalb, weil sie dem Lehrer Gelegenheit geben, manchen heutzutage unverstandenen und von vielen als alberne Spielerei betrach-

teten Brauch bis in die fernen Zeiten des Germanentums zurückzuverfolgen, seinen mythologischen Hintergrund aufzuhellen und ihn so verständlich zu machen und als sinnig erscheinen zu lassen. Es hat einen mächtigen, eigenartigen Reiz auf einen empfänglichen Knaben, wenn er z. B. hört, daß das Feuer, über das er am Johannistage als Volksschüler gesprungen, schon 2000 Jahre früher von seinen Ururahnen auf lichten Bergeshöhen angezündet wurde zur Feier des höchsten Standes der Sonne.

- 5) Sagen aus der Heimat der Schüler. Jedes Dorf ja, und sei es noch so klein, hat im Laufe der Jahre phantasievolle, dichterisch angelegte Naturen hervorgebracht, die ihre Heimat durch manche Sage verschönerten. Diese Sagen pflanzen sich fort von Mund zu Mund, und namentlich die Großmütter überliefern sie getreulich an langen Winterabenden in der traulichen, warmen Stube der lauschenden Enkelschar. Ich habe gefunden, daß die Schüler mit Vorliebe solche Sagen erzählen und zwar oft überraschend gut; wie könnte es auch anders sein! Haben sie doch schon die Sage wohl hundertmal ihren Kameraden erzählt; zugleich weckt die Arbeit ihr Interesse und das Herz geht ihnen weit auf bei der Erinnerung an Heimat, Großmutter und Kinderjahre.

Mancher denkt vielleicht, unter den aufgeführten Stoffen befinden sich auch viele, die schon häufig gegeben worden sind; aber man braucht vor diesen nicht zurückzuschrecken, da besonders die besseren Schüler ihnen immer eine neue Seite abzugewinnen wissen. Namentlich aber braucht man sich von solcher Rücksicht nicht beeinflussen zu lassen, wenn man die Schüler an eine bestimmte Darstellungsweise gewöhnt, wenn man sie z. B. bei Schilderung einer Schlittenfahrt veranlaßt, die vorkommenden Orte mit Namen anzugeben und Personen, Zeit, Veranlassung genau zu bestimmen. Wenn in dieser Weise die Schilderungen individuell gehalten werden, dann sind ja bloß die Titel gleich,

die Ausführungen aber gestalten sich gemäß den verschiedenen Lebenslagen der Erzähler verschieden.

Wie man sieht, bin ich durchaus nicht ängstlich in der Wahl von Aufgaben dieser Art; aber einige Vorsicht ist immerhin am Platze. Ich möchte namentlich zwei Arten von Aufgaben anführen, die mir keine Sympathie abgewinnen können, eine freudige und eine schmerzliche. Im wunderschönen Monat Mai, wenn die Töne der musikalisch-deklamatorischen Schulfeier verklungen sind und die fröhlichen Ausflüge in die nähere und weitere Umgebung nicht mehr einen Gegenstand der Hoffnung, sondern der Erinnerung bilden, werden häufig die beiden Themen gegeben: „Das Maifest“ und „Der Maispaziergang“. Ich meine, man sollte diese Aufsätze ein für allemal aus dem Repertorium der deutschen Aufsatzthemen ausmerzen. Maifest und Maispaziergang sind offizielle Veranstaltungen, bei denen die Lehrer eine große Rolle spielen. Da ist die Darstellung keine unbefangene mehr; die Schüler getrauen sich entweder nicht mit der Sprache heraus, um ja den Lehrer nicht irgendwie zu verletzen, oder sie legen es darauf an, ihm Schmeicheleien zu sagen. Ich erinnere mich da an einen Brief, den ich einst als Volksschüler fertigen mußte. Wir hatten einen neuen Lehrer bekommen, und dieser gab uns als erste Aufgabe: Brief an einen Freund über den neuen Lehrer. Noch jetzt wird mir unbehaglich zu Mute, wenn ich an die Nöten zurückdenke, die ich damals bei der Invention empfand. Was sollte ich denn thun? Tadeln konnte ich nicht, ins Gesicht loben widerstrebte mir, und so blieb mir nichts anders übrig als ein kurzer, trockener Bericht, wie ihn der Gemeindecronist gewiß auch nicht dürftiger geschrieben hat. Außerdem ist zu berücksichtigen, daß einem Schüler das ganze Vergnügen vergällt wird, wenn er die Borahnung hat, dasselbe in einem Aufsätze beschreiben zu müssen.

Für verfehlt halte ich es ferner, von den Schülern Berichte über Krankheits- und Sterbefälle in ihrer Familie, wenn auch nur über erdichtete, zu verlangen; in Aufsatzbüchern kann man

solche in brieflicher Form ausgeführte Themen häufig finden. Ich meine, es ist unzart gegenüber der Jugend, die man durch eine solche Arbeit in peinliche Gedanken versetzt; es ist aber auch taktlos gegen den, dessen Tod den Inhalt des Trauerbriefes bilden soll. Man denke sich, der Schüler kommt heim und teilt seinem Vater mit: „Wir haben heute einen Brief ausbekommen; ich muß nämlich an einen Freund schreiben, daß du gestorben bist.“ Ein römischer pater familias hätte diese Rede sicherlich unangenehm empfunden und im Stillen bei sich gemurmelt: hoc triste omen avertat Juppiter!

Da ich einmal briefliche Übungen erwähnt habe, halte ich es für angezeigt, meine Ansichten über dieselben gleich vollständig mitzuteilen.

Im großen und ganzen zerfallen die Schulbriefe in zwei Gruppen; die einen sollen Thatsächliches mitteilen, die andern Gefühle zum Ausdruck bringen. Ich kann mich bloß mit der ersten Gruppe befreunden, mit den historischen Briefen, wofern dieser stolze Titel erlaubt ist, während ich der zweiten Gruppe, die die sentimentalen Briefe wie Glückwunsch-, Beileids- und Dankbriefe umfaßt, keine Sympathie entgegenbringe. Denn diese veranlaßt den oberflächlichen Schüler, eine Menge mehr überschwenglicher, als herzlicher Ausdrücke an einander zu reihen; dem ernsteren Schüler aber erregt sie Widerwillen, weil er glaubt und mit Recht glaubt, daß man die Welt seiner edelsten und tiefsten Gefühle nur im Ernstfalle und nicht ostentationis causa aufschließen solle. Aber, wendet man ein, derlei Briefe kommen am häufigsten im Leben der Schüler vor; also müssen sie auch in der Schule geübt werden. Aber sind denn außer der Schule keine anderen Faktoren mehr berechtigt und verpflichtet, bei der Ausbildung der Jugend mitzuwirken? Ich meine, daß in erster Linie das Elternhaus berufen ist, die Schule nicht bloß hinsichtlich der religiösen und sittlichen Erziehung kräftig zu unterstützen, sondern ihr auch bei der intellektuellen Ausbildung die Hand zu bieten. Die Schule kann nicht alles Wünschenswerte lehren, weil es ihr an Zeit gebricht und weil auch trotz der eifrigsten

Pflege des Anschauungsunterrichtes nicht alles zwischen vier Wänden gelernt werden kann. Außerdem gibt es aber auch manche zarte Dinge, die besser mit dem einzelnen im engen Familienkreise als vor der Gesamtheit in der Schule besprochen werden. Und dazu rechne ich auch die Unterweisung über den Inhalt so vertraulicher Briefe, wie es Glückwunschsreiben an Glieder der engeren und weiteren Familie, Danksreiben an edelherzige Wohlthäter u. ä. sind.

## 2. Erzählungen aus der Geschichte.

Die geschichtlichen Erzählungen, die hauptsächlich in zwei Gruppen zerfallen, nämlich in Biographien und Darstellungen von Begebenheiten, sind entweder eine Frucht des geschichtlichen Unterrichtes oder der geschichtlichen Lektüre. Bei den Themen, die an den geschichtlichen Unterricht anknüpfen, hat der Lehrer zweierlei im Auge zu behalten. Einmal dürfen die Stoffe nicht zu umfangreich sein, damit der Schüler vor der endlosen Arbeit nicht erschreckt. Mir ist es schlechterdings unbegreiflich, daß man in Aufgabebüchern Themen vorschlagen kann, wie Alexander, Cäsar, Der erste Kreuzzug u. ä. Wofern die Autoren solcher Themen nicht ganz rigorose Anforderungen an Zeit und Arbeitskraft der Schüler stellen, so können sie unter einem Aufsatze nur eine dürre und trockene Aufzählung einer Menge von Thatfachen verstehen. Ich meine aber, daß umgekehrt das Wesen eines Aufsatzes sich darin ausdrückt, daß wenige Fakta in voller, reicher Darstellung vorgeführt werden. Ferner muß der Lehrer in der Geschichtsstunde die Personen und Ereignisse, die in einem Aufsatze behandelt werden sollen, klar und anschaulich in zusammenhängendem Vortrage vorführen und darf sich nicht darauf beschränken, bloß die Data und Fakta des Lehrbuches abzufragen; sonst ist die Folge, daß der Schüler nur eine wenig veränderte Abschrift aus seinem „Pütz“ oder ein Plagiat etwa aus dem Konversationslexikon seines Vaters bringt. Und schließlich kann man ihm dieses Vorgehen auch nicht allzusehr verargen.

Mit seinem eigenen geschichtlichen Wissen ist es in der Regel noch sehr dürftig bestellt; daher ist er gezwungen, anderswo eine Anleihe zu machen.

Größere und passendere Ausbeute gibt die historische Lektüre. Die Schulordnung weist auch mit den Worten „Erzählungen nach Cornel, Cäsar u. s. w.“ ausdrücklich auf die Aufgaben dieser zweiten Klasse hin. Doch gibt es auch hier Spreu unter dem Weizen. Für unpassend halte ich z. B. diejenigen Themen, die sich zu eng und sklavisch an den Gedankengang des Historikers anschließen, wie: Der helvetische Krieg oder Der Kampf mit den Venetern nach Cäsar, Die Schlacht bei Issus nach Curtius. Selbst wenn man den Schülern sagt, sie sollten frei über den Stoff verfügen und brauchten sich nicht ängstlich an Gedankengang und Worllaut zu halten, es wird nicht viel erzielt. Die nachlässigen Schüler schlagen eine Übersetzung auf und schreiben sie ziemlich wörtlich ab; nur ändern sie manchmal in ungeschickter Weise den Ausdruck, um Verdacht von sich abzulenken; für sie ist ein solcher Aufsatz nicht viel mehr als eine Schreibübung. Die gewissenhaften Schüler nehmen zwar im ersten Teile des Aufsatzes einen Anlauf, suchen sich unabhängig von der Form zu machen und den Stoff selbständig zu verarbeiten; aber nicht lange dauert es und die Kraft erlahmt, und in ihrem weitaus größten Teile erscheint die Arbeit nur als eine wörtliche Übersetzung, deren Wert sehr fragwürdig ist\*).

Welche Themen finden denn nun eigentlich, fragt vielleicht mancher unmutig, meine Billigung? Ich antworte: Zwei Grup-

\*) Manche Lehrer verlangen geradezu die Übersetzung eines Abschnittes aus Cäsar, Curtius u. s. w. und betrachten eine solche Übung als Aufsatzübung. Mit solchem Brauche kann ich mich nicht einverstanden erklären; ich unterschreibe das, was Schiller in seiner praktischen Pädagogik darüber urteilt. „Diese Übung ist ungemein schwierig, wenn etwas dabei erzielt werden soll, aber trotz aller aufgewandten Mühe in der Regel nur einseitig bildend. Sie kann für den erwachsenen, begabten und hochgebildeten Mann allseitig fördernd sein; denn nur dieser wird im stande sein, dem Inhalte durch seine Auffassung alles zu entlocken, was sich darin birgt, er wird dieses in vollendeter Weise in den Geist seiner Muttersprache übertragen

pen, und zwar zunächst diejenige, die zur Aufgabe macht, einen in einem längeren Abschnitte verstreuten Stoff zusammenzulesen und dann selbständig zu ordnen und auszuführen. Solche Mosaikarbeiten, an die die Schüler mit Fleiß und Interesse gehen, liefern namentlich die Biographien episodischer Persönlichkeiten, die in einer nicht allzu weit ausgedehnten Partie eines Geschichtswerkes von Zeit zu Zeit auftauchen. Ich will ein paar Beispiele aus Cäsars gallischem Krieg hersehen: Biographie des Häduers Dumnorix (I, 3. 9. 17 ff.; V, 6. 7.). Der Häduer Divitiacus (I. II.). Der Treverer Indutiomarus (V) u. s. w. Ein paar ähnliche Aufgaben finden sich auch bei Niecke, nämlich: Welchen Gebrauch macht Cäsar in den gallischen Feldzügen (natürlich soweit diese gelesen sind) von seiner Reiterei? Welchen Anteil an Cäsars Erfolgen in Gallien hatten seine Legaten?

### Stoff zu einer Biographie des Dumnorix.

#### 1. Vor dem helvetischen Kriege.

Jüngerer Bruder des Divitiacus; kühn; begierig nach Herrschaft. Um die Königswürde bei den Häduern zu erlangen, suchte er die Gunst des Volkes durch reiche Schenkungen (diese konnte er machen, weil er alle Zölle des Landes um geringen Preis gepachtet hatte) und strebte Verbindungen mit den Nachbarstaaten an, indem er seine weiblichen Anverwandten mit einflußreichen Männern in denselben vermählte. Ein engeres Bündnis schloß er mit dem Sequaner Casticus und dem Helvetier Orgetorix, dessen Tochter er heiratete. Dazu unterhielt er eine starke berittene Leibwache. Er war das Haupt der nationalgesinnten Volkspartei, während sein Bruder an der Spitze der römischgesinnten Aristokratenpartei stand. Vor der Ankunft Cäsars war er der angesehenste Mann bei seinen Stammesgenossen.

#### 2. Zeit des helvetischen Krieges.

Durch das Erscheinen Cäsars in Gallien kam die römische Partei unter Divitiacus wieder an das Ruder. Dumnorix mußte sogar als Reiteroberst

und dabei auch den ästhetischen Rücksichten Rechnung tragen. Aber welche Voraussetzungen gehören dazu, um solche Wirkungen herbeizuführen, und wie können dieselben auch nur in den bescheidensten Anfängen von dem Schüler erfüllt werden!" In der Regel greift der Lehrer wohl nur aus Verlegenheit zu solchen Übungen, wenn er gerade kein passendes Thema zur Hand hat.

im Heere Cäsars dienen. Aber insgeheim wirkte er für die helvetische Sache; denn von einem Siege der Römer fürchtete er Gefahr für die Freiheit der Gallier und für seine eigene Stellung. Er ging als Unterhändler der Helvetier zu den Sequanern, beredete die Menge, kein Getreide zu liefern, wandte sich bei einem Reiterscharmügel zur Flucht, wodurch das Treffen für die Römer verloren ging, und ließ die Kriegspläne der Römer den Helvetiern zu wissen thun. Da ward er durch den Bergobreten Liscus bei Cäsar denunziert. Auf die Fürbitte des Divitiacus behielt er das Leben, aber er sah sich fortwährend von Spionen Cäsars umgeben, die auf alle seine Worte und Handlungen merkten. Auch nach der Beendigung des helvetischen Krieges ließ ihn dieser nicht von seiner Seite und beobachtete ihn immer argwöhnisch.

### 3. Sein Lebensende.

Als Cäsar zur zweiten Abfahrt nach Britannien bereit stand, suchte Dumnorix durch allerlei Vorspiegelungen zu erreichen, daß ihm die Teilnahme am Zuge erlassen werde. Cäsar versagte es ihm, jedenfalls weil er fürchtete, daß der ehrgeizige Mann in seiner Abwesenheit Unruhen erzeuge. Nun suchte Dumnorix eine Verschwörung der gallischen Häuptlinge zu wege zu bringen und sie zur „Harikliz“ zu veranlassen. Aber feige Seelen hinterbrachten es dem römischen Heerführer, der den Unzufriedenen nun noch mehr überwachen ließ. Dennoch wußte er, als eben alle mit den Vorrichtungen zur Abfahrt beschäftigt waren, einen günstigen Augenblick zu finden, wo er mit seinen Reitern entfliehen konnte. Als Cäsar nach einiger Zeit die Flucht merkte, schickte er ihm eine starke Reiterabteilung nach. Von dieser angehalten, rief er wiederholt: „Ich bin ein freier Bürger eines freien Staates!“ und suchte sich zu verteidigen. Allein er ward umringt und niedergehauen.

Die zweite Gruppe bilden diejenigen Aufgaben, die verlangen, daß der Schüler die Erzählung eines Historikers unter Veränderung des Standpunktes darstelle. Diese Umgestaltung der Vorlage kann in mannigfacher Weise erfolgen, indem man entweder die Person des Erzählers wechselt oder den Zeitpunkt der Erzählung verschiebt oder einen anderen zeitlichen Ausgangspunkt nimmt oder dem Erzähler einen andern örtlichen Standpunkt anweist. Ich will das Gesagte an ein paar Beispielen aus Cornel veranschaulichen. In der Vita des Miltiades erzählt dieser römische Biograph die Schlacht bei Marathon, in der Vita des Themistokles dessen Flucht von Argos nach Ephesus. Beide Begebenheiten eignen sich trefflich zur Nacherzählung, falls

man vom Standpunkt des Historikers abweicht und ihnen folgende Überschrift gibt: Ein dem heimziehenden Heere vorausgeeilter Plataer berichtet auf dem Marktplatz von Plataa seinen Mitbürgern über den Sieg bei Marathon; Themistokles schildert in einem Briefe an einen argivischen Gastfreund seine Flucht. Durch solche Formulierung ist die Person des Erzählers verändert, an Stelle des kühl und ruhig referierenden Historikers tritt ein erregter Teilnehmer, beziehungsweise die Hauptperson des Ereignisses; ferner ist die Zeit der Erzählung der Zeit der Begebenheit näher gerückt, und außerdem geht die Erzählung an einem bestimmten Orte vor sich. Nun klebt der Schüler nicht mehr so zäh an der Form der Vorlage und macht sich von ihr frei und unabhängig; er gießt den Stoff in eigene Form um, und Uneingeweihte merken es kaum, daß er einem Historiker nacherzählt. Sollte bei diesen historischen Erzählungen der ersten sowohl wie der zweiten Gruppe der vom Schriftsteller gebotene Stoff etwas mager sein, so kann man dem Schüler noch manche Zuthaten angeben, die Fülle und Leben in die Darstellung hineinbringen. Als ich z. B. das oben genannte Thema gab, das sich auf die Schlacht von Marathon bezieht, las ich die Schilderung vor, die Stoll in seinen Helden Griechenlands davon gibt.

Zum Schlusse will ich noch einige Aufgaben vorführen, die sich auf Cäsars Krieg mit Ariovist beziehen: Ariovist vom Einzug in Gallien bis zum Rückzug über den Rhein (chronologische Darstellung). Procillus berichtet Cäsar über seinen Aufenthalt bei Ariovist (zur Erweiterung kann der Lehrer eine Übersetzung und Erklärung des 10. Kapitels der Germania geben, worin Näheres über den Gebrauch der Losstäbe berichtet wird). Ein geretteter Germane erzählt seinen Landsleuten von dem Kampfe mit Cäsar.

### 3. Erzählungen aus der Dichtung.

Noch reicheren und mannigfaltigeren Stoff als die Schriften der Historiker bieten die Dichtungen der Epiker, sowohl die

Balladen und Romanzen, die hauptsächlich in der 4. und 5. Klasse gelesen werden, als die größeren Epen, wie Hermann und Dorothea, die Odyssee u. a., die in der Regel in der 6. Klasse behandelt werden.

Betreffs der Erzählungen, die den Inhalt einer Romanze oder Ballade ganz oder teilweise wiedergeben, wird häufig geklagt, daß die Schüler zu sehr an dem Wortlaute hängen bleiben und schon zufrieden sind, wenn sie Reim und Versmaß beseitigt haben. Das kann nun sein eine Folge der Bequemlichkeit, die ihr ärgerliches Unwesen nicht bloß bei dieser Art von Aufsätzen, sondern überall treibt; aber es ist auch oft eine Folge des Unvermögens der Schüler, sich anders auszudrücken.

Sie möchten oft gerne manche Wendung anders geben; aber sie verstehen ihren Inhalt nicht recht, und in der Scheu vor einer Ungeschicklichkeit lassen sie dieselbe, wie sie ist. Wenn deshalb der Lehrer ein Gedicht zu einem Aufsatz verwerten will, so muß er jeden Ausdruck, bei dem er kein volles Verständnis von seiten aller Schüler erwarten darf — und solcher Ausdrücke sind es oft recht viele — sachlich und sprachlich erklären. Er muß bei der Lektüre von Bürgers Lied vom braven Mann z. B. darauf aufmerksam machen, daß in dem Verse „Das Herz, das der Bauer im Kittel trug“ der Präpositionalausdruck „im Kittel“ attributiv zu nehmen ist; er darf bei der Lektüre der Ahlandschen Rhapsodie „Graf Eberhard der Kauschbart“ nicht unterlassen zu fragen, was die Worte bedeuten, die der Wolf von Wunnenstein dem alten Greiner zuruft: „Es steht im alten Recht.“ Läßt er sich diese Mühe nicht verdrießen, so wandeln die Schüler die dichterischen Ausdrücke sicherlich um; geht er aber über Verse wie:

„Süßer Wohl laut schläft in der Saiten Gold,  
Der Säng er singt von der Minne Gold“

stillschweigend hinweg, so darf er sich nicht wundern, wenn er in dem einen und andern Aufsätze liest: „Es schläft süßer Wohl laut in den goldenen Saiten, und der Säng er singt von dem Gold der Minne.“

Indessen verstehe ich unter Umwandlung eines Gedichtes in Prosa doch schon etwas mehr als Beseitigung des Reims und Rhythmus und Variation des Ausdrucks; denn Poesie und Prosa unterscheiden sich doch nicht bloß hinsichtlich der Sprache, sondern auch noch in manch anderer Beziehung. Der Dichter deutet manche Handlungen und Situationen bloß kurz an, während der Prosaiker sich in breiterer Ausführung gefällt; der Dichter stellt die geschauten Bilder häufig unverbunden neben einander und läßt es auch manchmal an näherer Begründung fehlen, der Prosaiker dagegen ist überall bemüht, den äußeren und inneren Zusammenhang der Ereignisse klar zu legen; der Dichter konzentriert den Stoff und reißt den Leser mitten in die Begebenheit hinein, während der Prosaiker die Erzählung von vorne beginnt und behaglich weiterführt. Auf all diese Unterschiede kommt aber der Schüler nicht von selbst; es ist also wiederum Aufgabe des Lehrers, Anweisungen zu geben, inwiefern die prosaische Darstellung von der dichterischen abzuweichen hat.

Ich will an einem kleinen Beispiele zeigen, wie ich ein Gedicht zur Umwandlung in Prosa vorbereite, und zwar wähle ich die ersten drei Strophen von Vogls Gedicht „Heinrich der Vogelsteller“. Die Unterweisung bewegt sich in katechetischer Form.

Welche Jahreszeit? Frühling. Was weist darauf hin? Der Gesang der Vögel. Welche Tageszeit? Morgen. Welche Schönheiten des Morgens werden angeführt? Blicende Tauperlen und Vogelklang. Wo befinden sich die Taupropfen? An Blättern und Blüten, Blumen und Gräsern. Was spiegelt sich in ihnen wider? Der Glanz der Morgenröte. Welche Vögel sind genannt? Lerche, Wachtel, Nachtigall. Wo befinden sich die Vögel? Die Lerche in der Luft, die Wachtel im Getreidefelde, die Nachtigall im Walde. Wie heißen die Kunstausdrücke für den Gesang dieser drei Vögel? Trillern, schlagen, flöten. Welche Person erblicken wir in der Landschaft? Herzog Heinrich von Sachsen. Wo befindet er sich? Auf einer Anhöhe. Woraus schließt man das? Es heißt später: „Was kommt denn dort heraus für eine Reiterchar?“ Wo befindet er sich auf der Anhöhe? Er sitzt halbverdeckt hinter einem Busche. Woher weiß man dies? Es heißt später: „Herr Heinrich tritt hervor.“ Was befindet sich vor ihm? Ein freier, ebener Platz, ein Vogelherd. Was beabsichtigt er? Er will Vögel fangen. Wie ist seine Stimmung? Froh und wohlgenut. Warum? Er freut sich des schönen Morgens und hofft auf einen guten Fang. Prägt sich diese

Freude auch äußerlich aus? In feinen Mienen. Wohin richtet er eben seine Blicke? Nach dem Himmel. Warum? Um nach Vögeln auszuspähen.

Wenn man diese Fragen stellt, ist doch wohl auch ein mittelmäßiger Schüler in den Stand gesetzt, folgende einfache Umwandlung zu bringen: „Es war ein sonniger Frühlingmorgen. In Tausenden von Taupropfen, die an Blättern und Blüten, Blumen und Gräsern hingen, spiegelte sich der Glanz der Morgenröte, und im ganzen Umkreis erklang der muntere Sang der Vögel. Die Wachtel schlug im Kornfelde, die Lerche trillerte in den Lüften, und die Nachtigall stötete ihr süßes Lied im leise bewegten Wald. Auf einer Anhöhe, teils bewaldet, teils frei und zu einem Vogelherd wie geschaffen, saß Herzog Heinrich von Sachsen, halb von einem Busche verdeckt. Er hatte in früher Morgenstunde sein Lager verlassen und sich hieher begeben, um seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Vogelfange, zu obliegen. Sein Antlitz zeigte Frohsinn und Heiterkeit; denn er freute sich des schönen Morgens, der ihm Herz und Sinn erlabte und zudem einen guten Fang versprach. Eben richtete er sein scharfes Auge zum Himmel empor, um nach Vögeln zu spähen.“

Übrigens wird man auch hier wie bei den historischen Erzählungen den Standpunkt des Dichters häufig verändern, um so den Schüler zu einer größeren Selbständigkeit zu veranlassen. Schillers Ballade „Die Bürgschaft“ bietet in dieser Hinsicht ein paar hübsche Aufgaben: Damon erzählt seinem Freunde Phintias, welche Hindernisse er auf seiner Rückreise zu überwinden hatte. Drei Tage aus dem Leben des Phintias. Die zwei Wanderer erzählen in der Nachtherberge die Vorgänge der letzten Tage in Syrakus; ein dritter Wanderer kommt dazu und berichtet über die Ankunft des Damon.

Sind die Schüler in der bloßen Erzählung genugsam geübt, so mag man mit ihnen eine Stufe höher gehen. Man verlange von ihnen, daß sie nicht bloß die vom Dichter vorgeführten Ereignisse in Prosagewand hüllen, sondern daß sie auch einige Gedanken über die künstlerische Behandlung einflechten; es würde sich also Inhaltsangabe mit ästhetischer Würdigung verbinden. Ich will die beiden Stufen an Schillers „Siegesfest“ veranschaulichen. Wenn bloß der Inhalt jeder Strophe angegeben wird, so haben wir ein Referat, also die erste Stufe; wenn aber zugleich auf die Kunst der Komposition in diesem

Gedichte eingegangen werden soll, dann haben wir Referat und Kritik, also die zweite Stufe.

Das Gedicht enthält nämlich eine Reihe treffender, künstlerisch gruppierter Gegensätze. Die erste und zweite Strophe stehen unter sich in Gegensatz (hier Sieger, dort Besiegte, hier Männer, dort Frauen, hier Siegesfreude, dort Wehklage), aber zusammengenommen zu den übrigen, da in ihnen Gruppen auftreten, in den übrigen einzelne Personen. Die dritte Strophe ist ein Gegenstück zu der letzten; hier ein Priester der Sieger, ein Dankopfer den Göttern darbringend, dort eine Seherin der Besiegten, über die Vergänglichkeit alles Irdischen klagend. Zwischen den beiden priesterlichen Personen treten die hervorragendsten griechischen Helden auf, von denen je zwei durch ihre Reden einerseits sich zu einem Paar vereinigen, anderseits in Gegensatz zu einander treten. Agamemnon und Odysseus gedenken der Heimkehr; aber bei dem einen ist dieser freundige Gedanke durch die Erinnerung an die trauerreiche Vergangenheit, bei dem andern durch die Vorausahnung trüber Zukunft vergällt. Menelaus und der Iokrische Nax behandeln das Thema der göttlichen Gerechtigkeit, die jener behauptet, dieser leugnet. Teukros und Neoptolemos gedenken der großen Toten im Griechenheere, jener des Bruders, dieser des Vaters. Diomedes und Nestor nehmen sich der Feinde an, jener des gefallenen Hektor, dieser der gefangenen Hekuba.

Ferner halte ich diejenigen Aufgaben für empfehlenswert, welche zur Erzählung der Handlung eines Gedichtes noch verlangen, daß die in der Dichtung wirksame Idee recht deutlich herausgekehrt werde. Ich verstehe unter Idee eine Klugheitsregel oder eine sittlich-religiöse Wahrheit, die entweder in dem Gedichte klar ausgesprochen ist oder doch wenigstens in dasselbe hineingelegt werden kann. Das Schwierige, aber zugleich auch Bildende dieser Arbeiten liegt darin, daß der Schüler nicht ins Blaue hinein erzählen und dieses oder jenes, was ihm gerade zusagt, breit treten darf, sondern daß er seinen Blick fortwährend auf ein bestimmtes Ziel richten und das besonders betonen und ausführen muß, was zur Erreichung dieses Zieles förderlich ist. Die ganze Erzählung muß so gehalten sein, daß dem Leser von selbst die Idee immer mehr aufdämmert und daß er ihre Angabe am Schlusse, was ja gewöhnlich der Fall sein wird, als etwas Selbstverständliches erwartet und mit Befriedigung hin- nimmt. Diese Aufgaben bilden zugleich eine Vorschule zu einer

Klasse von Aufsätzen, die auf der Oberstufe des Gymnasiums verlangt werden, nämlich zu den „Abhandlungen über den Grundgedanken von Dichtungen“. Während man in den oberen Klassen hauptsächlich die Grundgedanken von Dramen darstellen läßt, wird man in den mittleren Klassen zu kleineren Dichtungen greifen, namentlich zu den Balladen Schillers. Aufgaben sind da: Der Graf von Habsburg, ein Beweis für die Wahrheit des Spruches: Wer sich selbst erniedrigt, wird erhöht werden. Die einzelnen Akte der Demut (Niederknien vor dem Sakramente, zeitweilige Überlassung des Pferdes und schließlich Schenkung desselben) und dann die Ehre, die dem Grafen durch seine Erhebung auf den kaiserlichen Thron widerfährt, müssen besonders hervorgehoben werden. Ferner: Das geheimnisvolle Walten der göttlichen Gerechtigkeit in den Kranichen des Ibykus. Der Gang nach dem Eisenhammer, eine Veranschaulichung des Sprichwortes „Der Fromme steht in Gottes Hand“, oder falls man Robert zur Hauptperson macht, des anderen Spruches: „Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein“.

Von den Aufsätzen, die sich auf größere Dichtungen beziehen, sind namentlich zwei Gruppen zu erwähnen, nämlich diejenigen, welche Ereignisse vor der Handlung, und diejenigen, welche Abschnitte innerhalb der Handlung erzählen.

In Bezug auf die Erzählungen der ersten Gruppe diene folgendes zur näheren Erläuterung. Ein wesentliches Moment des dichterischen Idealisierungsprozesses ist, die Handlung auf eine möglichst kurze Zeit zu beschränken. So vollzieht sich die Handlung in Hermann und Dorothea ungefähr innerhalb 6 Stunden, etwa von 3 Uhr nachmittags an bis 9 Uhr abends. Dieses Zusammendrängen der Ereignisse auf eine kurze Spanne Zeit trägt viel dazu bei, das Interesse des Lesers oder Hörers rege zu erhalten. Andererseits würde uns aber mancher Charakterzug, manche Handlung unverstanden bleiben, wenn uns nicht auch ein Einblick in Verhältnisse aus der Zeit vor dem Beginn der Dichtung gegeben würde. Der Dichter führt deshalb Situationen herbei, in denen die Personen veranlaßt werden, Schick-

sale aus ihrem früheren Leben entweder ausführlich zu schildern oder streifend zu berühren. Diese Vorereignisse nun nennt man die Vorfabel des Gedichtes. Man spricht von einer Vorfabel von Wilhelm Tell, von der Braut von Messina u. s. w. In den oberen Klassen stellt man wohl die ganze Vorfabel zur Bearbeitung; in den mittleren Klassen dagegen ist es rätlich, von der Vorfabel nur das immer darstellen zu lassen, was sich auf eine einzige Person bezieht. Dadurch erhält man ganz nette, wenn auch unvollständige Biographien, wie: Hermanns Leben bis zu seinem ersten Zusammentreffen mit Dorothea; Dorotheas Leben bis zu ihrem ersten Zusammentreffen mit Hermann; Hermanns Vater; Hermanns Mutter. Manchmal genügt es schon, ein einzelnes Ereignis aus dem Vorleben einer Person herauszugreifen, z. B. Hermann im Hause des Kaufmanns, der Brand des Städtchens.

Was die Erzählungen betrifft, die sich auf Ereignisse innerhalb der Handlung beziehen, so möchte ich diejenigen ausgeschlossen wissen, die in der Inhaltsangabe eines Gesanges bestehen. Einmal nötigen diese Inhaltsangaben den Schüler zu slavischem Nacherzählen und versagen ihm eine freiere Gestaltung. Ferner bieten die einzelnen Gesänge eines größeren Epos, wie z. B. von Hermann und Dorothea, nicht immer etwas Abgeschlossenes und Einheitliches dar. Betrachten wir nur den 5. Gesang des eben genannten Gedichtes. Derselbe setzt sich aus vier Momenten zusammen: Der erste Teil ist der Schluß der politisierenden Unterhaltung der drei Männer, die im 3. Gesange begonnen hat; im 2. Teil wird der Vater bestimmt, seine Zusage zur Prüfung und Herbeiholung Dorotheas zu geben; im 3. Teil hören wir von der Fahrt Hermanns, des Pfarrers und des Apothekers zu den Auswanderern und von ihrer Ankunft bei denselben; der 4. Teil enthält den Beginn der Unterhaltung des Pfarrers mit dem Richter, die im nächsten Gesange fortgesetzt wird. Wenn der Dichter diese vier Punkte in einem Gesange zusammenschließt, so verdient er keinen Vorwurf; denn er hat nicht darauf zu sehen, daß jeder einzelne Gesang ein abge-

rundetes Ganze gebe, sondern alle zusammen. Etwas anders ist es aber, wenn z. B. der 5. Gesang für sich allein, herausgerissen aus dem Zusammenhang, in einem Aufsätze verarbeitet werden soll; jeder Aufsatz und möge er noch so klein sein, soll ein Ganzes bilden mit Anfang, Mitte und Schluß; aber eine Inhaltsangabe des 5. Gesanges ist ein Torso ohne Anfang und Ende. Da, meine ich, sind doch Aufgaben, wie: Hermann und Dorothea von ihrem zweiten Zusammentreffen bis zu ihrem Eintritte ins väterliche Haus; Hermanns erste Fahrt zu den Vertriebenen und seine Heimkehr; Des Apothekers Brautschau u. dgl. viel eher zu empfehlen. Solche Aufgaben bieten Einheit der Person und der Handlung. Zudem kommt noch, daß der Schüler sie mit mehr Freude bearbeitet, weil er freiere Bewegung spürt und nicht von der Vorlage allzusehr gegängelt wird.

In die Erzählungen der ersten und zweiten Gruppe läßt sich leicht eine Charakteristik einflechten, indem bei Schilderung dieser oder jener Handlungsweise auf die hiedurch sich offenbarende Charaktereigenschaft ausdrücklich hingewiesen wird. Die obige Aufgabe z. B. „Der Apotheker auf der Brautschau“ fordert ja zu einer solchen Behandlung geradezu heraus. Seine Geschäftigkeit bei dem Aufsuchen Dorotheas, seine Ungeduld bei der Mitteilung von dem Auffinden der Jungfrau, seine Eitelkeit, mit der er dem Schulzen seinen Tabak anpreist, seine Ärgerlichkeit über die neuen Sitten, die bei der Schilderung der alten Sitte zu freien zum Durchbruch kommt, seine Ängstlichkeit und sein Mißtrauen gegenüber dem Pfarrherrn bei der Heimfahrt drängen zu einer nachdrücklichen Hervorhebung. Ich halte überhaupt die Charakteristiken, die sich mit einer Erzählung verquicken, für die natürlichsten; sie kommen auch im Leben am häufigsten vor. Man lese nur einen Nekrolog, und man wird diese Anschauung bestätigt finden; er ist in der Regel Biographie und Charakteristik zugleich\*).

---

\*) Es empfiehlt sich diese naturgemäße Form der Charakteristik auch noch in den oberen Klassen. Sicherlich bearbeiten die Schüler z. B. eine

## III.

**Beschreibungen und Schilderungen.**

## 1. Beschreibungen von Naturgegenständen.

Wenn wir manchmal ein Aufsatzbuch, das uns eben unter die Hände geraten ist, flüchtig durchmustern und uns etwa mit den Titeln der beschreibenden Aufsätze bekannt machen, so finden wir, daß in der Regel nicht ein Einzelgegenstand, sondern die ganze Gattung beschrieben wird. Die Themen lauten: Das Pferd, Die Eiche, nicht etwa Ein Pferd, Eine Eiche. Mit diesem landläufigen Brauche kann ich mich jedoch nicht ganz einverstanden erklären. Meine Forderung lautet: In der Regel Einzelbilder, ausnahmsweise Gattungsbilder; zu derselben bestimmen mich folgende Erwägungen:

1. Gattungsbeschreibungen sind allgemein verbreitet und jedem zugänglich, so daß leicht ein Unterschleif zu befürchten ist. Manche Schüler entlehnen die ganze Beschreibung wortwörtlich irgend einem Aufsatzbuche, sich in der Hoffnung wiegend, daß der Lehrer nicht gerade „darauf kommen“ werde; andere, etwas

---

Charakteristik des Don Cesar in Schillers „Braut von Messina“ mit mehr Freude und auch mit mehr Erfolg, wenn sie dieselbe mit der Lebensgeschichte des Fürstenjohnes vereinigen dürfen, als wenn sie dieselbe nach folgendem in einem Aufsatzbuche empfohlenen Schema ausführen sollen:

Geistige Eigenschaften:

a. Temperament und Gefühl.

b. Intellektuelle: Gedächtnis, Phantasie, Verstand und Urteil (Witz, Scharfsinn).

c. Moralische: Triebe, Neigungen, Leidenschaften.

Eine solche Disposition ist fürwahr leicht zu entwerfen; man braucht ja nur ein Handbuch der Psychologie durchzublätern und die fettgedruckten Kapitelüberschriften zusammenzustellen. Aber darnach einen fließenden, gefälligen Aufsatz zu schreiben, erscheint weniger leicht. Vermutlich ist das auch der Grund, warum sich die Autoren mancher Aufsatzbücher mit dem leichteren Teile begnügen, nämlich dem Entwerfen eines Dispositionsschemas, den schwierigeren Teil dagegen, die Ausführung, denen überlassen, zu deren Belehrung sie ihr Buch in die deutschen Lande haben hinausgehen lassen.

gewissenhafter oder etwas schüchterner, begnügen sich, ein paar Sätze, womöglich aber recht hochtrabende, aus einem „Muster-aufsatz“ herauszuheben und damit die eigene Beschreibung aufzuputzen. Dadurch erhält aber die Arbeit ein buntschekfiges Aussehen, das anwidert und einen viel unangenehmeren Eindruck macht, als wenn man eine noch so schwerfällige und unbeholfene Darstellung, die aber von Anfang bis Ende sich gleich bleibt, zu lesen bekommt. Wenn aber auch die Schüler kein Buch benützen sollten, die Beschreibungen werden trotzdem nicht selbständig. Es werden ja meistens solche Gegenstände gegeben, von denen die Schüler schon manche Darstellungen in der Volksschule und in den unteren Klassen des Gymnasiums gelesen haben. Da haben sie nun viele Ausdrücke in ihrem Kopfe angeammelt, namentlich solche, die etwas pompös klingen, und diese werden nun wenig wählerisch und häufig ohne Verständnis an einander gereiht. Man merkt beim Durchlesen ihrer Aufsätze sofort, daß sie weder ein wirkliches Bild des zu beschreibenden Gegenstandes angeschaut noch sich ein Phantasiebild davon geformt, sondern daß sie einfach aus literarischen Reminiscenzen einen buntfarbigen Cento zusammengeflickt haben. So hören wir bei der Beschreibung der Eiche, daß ihre Äste „knorrig“ sind, daß ihren Stamm oft kaum „drei Männer umspannen“ können, daß sie verdient, die Königin der Wälder genannt zu werden, daß sie sich freut, die Wolken Schlacht mit Aolus und seinem wilden Heere zu kämpfen, daß auf ihrem Wipfel der königliche Vogel des Juppiter horstet u. s. f. Es sind ja wohl diese Ausdrücke an und für sich nicht fehlerhaft. Aber man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß sie dem Schüler bloße Phrasen sind, daß er, als er sie niederschrieb, ihren Inhalt nicht voll erfaßte und fühlte.

2. Solche Gattungsbeschreibungen sind auch häufig zu umfangreich. Falls sie erschöpfend sein sollen — und erschöpfende Behandlung spielt ja doch in der Censur der deutschen Aufsätze eine große Rolle —, gehen sie weit über das zulässige Maß von Zeit und Arbeitskraft hinaus. Welche Fülle von Fragen

ist z. B. in dem Thema „Das Pferd“ versteckt! Ich erinnere nur an folgende Schlagwörter: Gestalt, Farbe, Eigenschaften, Aufzucht, Lebensweise, Alter, Racen, Verbreitung, Verwendung im Kriege, Verwendung im Frieden als Luxus-, Arbeits- und Cirkuspferd und — last not least — Nutzen nach dem Tode. Wenn der Schüler über jeden dieser Punkte auch nur wenig schreiben soll, so wird ihn sicherlich Kraft und Lust schon lange vor Abschluß der Arbeit verlassen. Ich gebe zwar zu: Es gibt knappe Abhandlungen über das Pferd und auch über andere Naturgegenstände, die doch alle wesentlichen Punkte berühren. Aber wenn sie gefallen sollen, so müssen sie sich durch glänzende, gehaltvolle Diktion und aphoristische Darstellung auszeichnen. Aber das sind Eigenschaften des Stils, die man bei wenig Erwachsenen, geschweige denn bei der Jugend findet.

3. Gattungsbeschreibungen sind auch in mancher Beziehung unwahr. Häufig finden wir in denselben irgend eine Stelle, die auf die ganze Gattung berechnet ist, in Wahrheit aber nur für einzelne Vertreter der Gattung paßt. So heißt es z. B. in einer Schilderung des Pferdes: „Wie aus Erz gegossen steht es da. Der stolze Kopf mit der verständigen Stirn, dem glänzenden Auge und dem kleinen, unablässig spielenden Ohre trägt den Hals in frei aufstrebendem Schwünge. Die breite Brust, der ausgerundete, glatthaarige Leib verraten die Kraft, die sich im Hufe zum zermalmenden Hammer zusammenballt. Aber zierlich und an die Flüchtigkeit des Hirsches und der Antilope erinnernd ist der eigentliche Fuß.“ Wir sind mit diesem Hymnus einverstanden, wenn wir nach seiner Lektüre zufällig draußen ein schmuckes, stolzes, feuriges Reitpferd vorübergaloppieren sehen. Wie aber, wenn ebenso zufällig ein abgemagerter, struppiger Karrengaul müd und matt mit hängendem Kopfe sich dahinschleppt? Es wird häufig über die Vorliebe der Schüler für allgemeine, uneingeschränkte Behauptungen geklagt. Man hüte sich also, ihnen solche Themen zu geben, die sie zu diesem Fehler geradezu nötigen. — Dagegen bringen die Beschreibungen einzelner Gegenstände folgende Vorteile:

1. Man bekommt eine größere Zahl von Aufgaben und verfällt nicht so leicht in Wiederholungen. Man kann z. B. jedes Jahr eine Eiche oder eine Linde oder eine Buche beschreiben lassen; denn es wird wohl mehrere hervorragende Exemplare dieser Baumarten in der Nähe des Schulortes oder auch in der Heimat der Schüler geben, so daß auf lange Zeit hinaus für Abwechslung gesorgt ist.

2. Wenn die Schüler einen bestimmten Gegenstand beschreiben sollen, der vielleicht auch dem Lehrer bekannt ist, dann geht es nicht an, daß sie mit allerlei herkömmlichen und abgenutzten Redensarten gedankenlos um sich werfen, sondern sie sind gezwungen, anschauend bei dem Gegenstande zu verweilen, ihn in seiner Eigenart zu erfassen und sinnend dem geeigneten Ausdrucke nachzuspüren. Dadurch werden sie zu genauer Beobachtung angeregt, bringen naturgetreue Bilder und werden selbstständig im Ausdruck.

3. Der einzelne Gegenstand ist leicht übersehbar und bietet nicht so viele Gesichtspunkte als die Gattung. Dafür aber können die einzelnen Punkte ausführlicher behandelt werden und läßt sich die so wirksame Kleinmalerei verwerten. Andererseits drängen sich bei der Beschreibung eines Einzelgegenstandes manche fruchtbare Gedanken auf, die bei einer Gattungsbeschreibung nicht gut angebracht werden können. Bezieht sich das Thema z. B. auf einen bestimmten Baum, so kann man den Standpunkt, die Umgebung, die Aussicht, menschliches Leben und Treiben unter demselben darstellen, lauter dankbare Stoffe.

4. Einzelgegenstände wecken viel mehr das Interesse der Schüler. Namentlich ist dies der Fall, wenn man solche Gegenstände wählt, die dem Schüler irgendwie lieb und wert sind. Auswärtigen Schülern kann man keinen größeren Gefallen erweisen, als wenn man sie Stoffe aus der Heimat behandeln läßt. Die Heimat übt auch hier ihren süßen Zauber, und gerade die Abwesenheit von ihr läßt ihre Reize in noch viel schönern Lichte erscheinen.

Nun ein paar Beispiele: Ein Schwalbenpaar in unserm Hausflur. Das Storchenpaar auf unserm Rathaus. Unsere Hauskatze. Unser Fudel. Das erste Beilchen, das ich heuer fand. Der Fliederstrauch an unserer Gartenmauer. Der Apfelbaum in der Mitte unseres Gartens. Die Dorflinde. Die Friedenseiche. Die stattlichste Eiche in unserm Parke. Der Birnbaum auf unserm Feld.

Mancher meint vielleicht zu diesen Themen: Sie sind ja alle recht schön und gut; aber nicht jeder Schüler hat in seinem Hausgang ein Schwalbennest, in seinem Zimmer eine Katze, auf seinem Giebeldach eine Storchenwohnung. Diesem Einwande mag man dadurch begegnen, daß man eine Anzahl von Themen zur Auswahl stellt oder dem Thema eine allgemeine Fassung gibt, wie z. B. Beschreibung eines bestimmten Baumes. Indes ist es nicht notwendig, daß der Gegenstand für jeden Schüler in Wirklichkeit existiert; wenn nur der Gegenstand derartig ist, daß ihn jeder in seiner Phantasie sich lebhaft vorstellen kann. Besitzt ein Schüler auch keinen Garten, so kann er doch das Thema bearbeiten: Der Apfelbaum in Mitte unseres Gartens. Hat er ja doch schon Gärten und Apfelbäume zu Hunderten gesehen und kann solche bei der Ausarbeitung des Themas noch betrachten. Da müßte er doch schon ein ganz profaischer Junge sein, wenn er nicht aus dem Geschauten sich einen Garten mit einem Apfelbaum drin zusammenstellen und sich in den Besitz desselben hineindenken könnte.

Gattungsbeschreibungen sind bloß dann am Platze, wenn es sich um kleinere Naturgegenstände handelt, die sich nicht viel von einander unterscheiden, die in Bezug auf Gestalt, Farbe, Lebensweise u. dgl. so ziemlich gleich sind, wie z. B. der Maikäfer, der Zitronenfalter, die Kornblume, das Windröschen.

Noch in einem zweiten Falle erkläre ich mich mit Gattungsbeschreibungen einverstanden, dann nämlich, wenn die Gattung nur nach einem Gesichtspunkte betrachtet wird. Beispiele sind: Welchen Nutzen schafft das Pferd dem Landmann im Laufe des Jahres? Welches Ansehen genöß und genießt noch jetzt die Eiche

bei der Menschheit? Die Lebensweise der Schwalbe. Der Hund als Freund des Menschen. Warum gefallen uns die Blumen?

Außer den genannten Aufgaben empfehlen sich auch Beschreibungen einer Gruppe von Naturgegenständen, z. B. Welche Vorboten des Frühlings sah ich heuer auf einem Spaziergange in den ersten Tagen des März? (Der Spaziergänger wandelt zunächst durch Wiesen, dann durch Felder, schließlich gelangt er in den Wald.) Die Tier- und Blumenwelt auf einer Wiese. Ein Ährenfeld. Auf letzteres Thema führte mich das hübsche Gedicht von Hoffmann von Fallersleben „Das Ährenfeld“, das mit den Versen beginnt:

„Ein Leben war's im Ährenfeld,  
Wie sonst wohl nirgend auf der Welt.“

Überhaupt ist es rätlich, Beschreibungen von Naturgegenständen an Gedichte anzuknüpfen; erstens werden die Schüler auf manchen Gedanken aufmerksam, der ihnen vielleicht ohne das Gedicht entgangen wäre, und zweitens erhebt sich durch den Einfluß der schwungvollen Sprache des Dichters auch ihr Ausdruck über die gewöhnliche Alltäglichkeit.

Nach dem Vorstehenden unterscheide ich in der Beschreibung drei Arten, insofern sie sich entweder auf das Einzelne oder auf die Gattung oder auf eine Gruppe bezieht; immer aber ist streng darauf zu sehen, daß die Schüler den zu beschreibenden Gegenstand aus eigener Beobachtung in der freien Natur draußen kennen.

Was Bäume und Blumen betrifft, so wird man ja wohl immer solche wählen, die der Schüler auf seinen Spaziergängen leicht antreffen kann, und nicht etwa den Johannisbrotbaum oder die Dattelpalme. Bei Tieren aber kann ein Lehrer leicht auf die irrige Meinung kommen, die Unbekanntschaft mit dem im Freien lebenden Exemplar könne durch die Kenntnis eines ausgestopften Exemplars, eines Skelettes oder einer Abbildung ausgeglichen werden. Aber durch solche Vorweisungen wird ja der Schüler bloß mit der Gestalt bekannt gemacht, und zwar wie sie sich in einer einzigen Situation zeigt; über Aufenthaltsort, Lebensweise und viele andere Dinge erfährt er dadurch noch

nichts. Darüber kann er nun freilich Mitteilungen von dem Lehrer bekommen; aber mit Recht bemerkt Hentschel in seinem Lehrplan des deutschen Unterrichtes: „Die Vorbesprechung darf dem Schüler den Stoff nicht erst äußerlich zuführen, sondern sie soll nur das in ihm zum klaren Bewußtsein bringen, was er bereits, obschon unentwickelt und gleichsam unbewußt, in sich trägt, so daß also die Aufgabe für den Schüler nur darin besteht, die entwickelten Gedanken in einer richtigen und passenden Form wiederzugeben.“ Und ähnlich äußert sich Hildebrand in folgenden Worten: „Aufgaben mit solchem realen Inhalte, den der Schüler eben erst gelehrt bekommen hat oder noch bekommt, dienen dem eigentlichen Ziele nicht. Da wird die wichtige deutsche Arbeit leicht erniedrigt zu einer Gedächtnisprobe; der Schüler hat Dinge darzustellen, die noch nicht Wurzel gefaßt haben in seinem Ich.“ Freilich wenn die Schüler bloß Selbstbeobachtetes darstellen sollen, wird der Kreis der Tiere, die sich zu Aufsätzen verwerten lassen, ein enger; aber anderseits kann doch niemand leugnen, daß man das, was man vom Sehen kennt, viel besser beschreibt als das, wovon man bloß vom Hörensagen weiß.

Was für Gegenstände beschrieben werden sollen, habe ich nun ausführlich dargelegt; jetzt einige Bemerkungen über das Wie?

Der Ton der Darstellung sei nicht trocken lehrhaft wie der eines zoologischen oder botanischen Lehrbuches, sondern etwas poetisch gefärbt. Die Ausdrücke seien gewählt und anschaulich, hie und da überrasche ein kleiner treffender Vergleich, manchmal unterbreche und belebe eine Figur die Monotonie des Satzbaues wie eine Anaphora, eine Antithese. Dann vermeide man Bezeichnungen, die einen gar zu fachwissenschaftlichen Klang haben wie wechselständig, grundständig, leiersförmig-fiederspaltig u. s. w.

Der Inhalt gehe nicht zu sehr ins einzelne; omne quod est nimium, vertitur in vitium. Die Beschreibung soll weniger für den Naturforscher berechnet sein, dessen geschärftem Auge auch das Kleinste nicht entgeht, als für den Naturliebhaber, der nicht untersuchend ins einzelne eindringt, sondern seinen Blick

mehr auf das Ganze gerichtet hält. So halte ich es für des Guten zu viel, wenn es in einer Beschreibung der Katze heißt: „Im Maule bemerken wir vorn oben und unten je 6 kleine Schneidezähne zum Benagen der Knochen. Zum Festhalten und Töten der Beute dienen der Katze die langen, kegelförmigen Eck- oder Fangzähne. Dann folgen im Gebiß mehrere spitzhöckerige Backenzähne, welche zum Zerreißen des Fleisches und zum Zermalmen der Knochen bestimmt sind.“ Dieser Abschnitt gehört doch schon eher in eine naturkundliche Probearbeit als in einen deutschen Aufsatz. Ich freue mich, diese meine Anschauung auch bei Lyon zu finden, der in seinen Erläuterungen zu deutschen Prosa-Stücken und Gedichten sagt:

„Bei allen derartigen Aufsätzen sehe man streng darauf, daß nur solche Eigenschaften und Thätigkeiten genannt werden, welche leicht ins Auge fallen. Man gebe keine sogenannten naturwissenschaftlichen Beschreibungen! Derartige Betrachtungen gehören in die Naturgeschichte, aber nicht in die deutsche Stunde. Ganz entsetzlich ist es, wenn von dem Schüler z. B. verlangt wird, daß er in einem solchen Aufsatz mit angeben soll, wieviel Zehen ein Tier an den Vorder- und an den Hinterfüßen habe, welche Stellung diese Zehen haben, welche Form die Augen des Tieres haben. Nur was sich dem unbefangenen und ungelehrten Beobachter gleichsam von selbst aufdrängt, mit einem Worte: das Charakteristische in Form, Farbe, Bewegung und Lebensweise, das werde genannt, alles andere werde aufs strengste ausgeschlossen. Es besteht zwischen der allgemeineren, ich möchte sagen dichterischen oder plastischen Auffassung und der zergliedernden, fachwissenschaftlichen ein himmelweiter Unterschied, eine unüberbrückbare Kluft. Nur jene, nämlich die dichterische oder plastische Auffassung, ist die Aufgabe des deutschen Unterrichts, und gerade der deutsche Unterricht ist berufen, ein nachdrückliches Gegengewicht zu bilden gegen die phantastetötende, nüchterne, verstandesmäßige Zergliederung, wie sie die Fachwissenschaft mit sich bringt.“

Was den Gang der Darstellung betrifft, so können wir am besten von Vater Homer lernen, wie wir es machen sollen. Bekanntlich beschreibt Homer den Schild des Achilles nicht als fertigen, vollendeten, sondern er läßt ihn vor unsern Augen entstehen. Er macht also aus der Beschreibung eine Erzählung, aus dem Nebeneinander ein Nacheinander oder, gelehrt ausgedrückt, aus dem Koexistierenden ein Konsekutives. Und ich meine, man soll die Schüler auf den Gebrauch dieses Kunstgriffes hinweisen,

so oft es irgendwie angängig ist. Freilich kann ein steifer Theoretiker sagen, das geht nicht an, daß man bei Prosaarbeiten einen Dichter zum Vorbild nimmt. Aber ich habe schon bei Besprechung der allgemeinen Eigenschaften eines Themas darauf hingewiesen, daß poetische Einkleidung wünschenswert ist; der Schüler wird die Aufgabe lieber bearbeiten, und die Korrektur verliert vielleicht auch an Unleidlichkeit. Übrigens erinnere ich daran, daß berühmte Naturschilderer sich diesen Kunstgriff zu eigen gemacht und dadurch die anziehendsten Darstellungen geliefert haben. Ein anderer, ein ängstlicher Wortklauber, meint vielleicht, bei solchem Verfahren hätte man keine Beschreibung mehr, sondern eine Erzählung. Freilich nicht, wenn man das Wesen der Beschreibung in etwas Außerlichem, in dem Nebeneinander, sucht; aber unter Beschreibung versteht man doch wohl die Darstellung der Eigenschaften eines Gegenstandes, wobei es ganz gleichgültig ist, in welcher Form dies geschieht. Ich würde mich nicht so für diesen homerischen Kunstgriff einlegen, wenn ich nicht wüßte, wie unbeholfen die Beschreibungen bei Nichtanwendung desselben ausfallen. Die Teile sind wirr durcheinandergeworfen, es fehlt an passenden Übergängen zu den einzelnen Abschnitten, die Verbindungswörter außerdem, dazu, dann u. ä. wiederholen sich zum Ekel oft, der Satzbau ist monoton, der Ausdruck trocken. Diese Mängel vermindern sich entschieden, wenn sie auch nicht ganz verschwinden, sobald man der Beschreibung die Form der Erzählung gibt. Themen dieser Art sind: Ein Tag aus dem Leben einer Kaze. Ein Jahr aus dem Leben eines Bauernpferdes. Ein Blumenstrauß, gepflückt auf einem Spaziergange. Die Tierwelt auf einer Wiese, betrachtet auf einem Gange durch dieselbe. Man sieht aus diesen vier Beispielen, daß die Beschreibungen in zweierlei Weise die erzählende Form erhalten können. Entweder wird der Gegenstand handelnd dargestellt (Kaze, Pferd), oder er wird mit einem handelnden Wesen in Verbindung gebracht (Blumenstrauß, Tierwelt auf der Wiese).

Stoff zu dem Thema „Ein Tag aus dem Leben einer Kaze“:

- 1) Sobald die Kaze am Morgen merkt, daß jemand im Hause auf ist,

kommt sie trippelnd die Bodenstiege herunter und verlangt miauend und schmeichelnd ihre Morgenmilch.

- 2) Darnach springt sie auf das offene Fenster, das in den Garten hinausgeht, und sonnt und putzt sich.
- 3) Sperlinge naschen auf einem nahen Kirschbaum; beutegierig hüpfst die Kaze in den Garten, schleicht fachte durch das Gras, klettert in einem Nu den Baum hinan, aber die Sperlinge sind noch schneller und entwischen.
- 4) Mißmutig und beschämt geht die Kaze in die Scheune und lauert dort unverdrossen auf ein Mäuslein; endlich wagt sich ein solches zu weit aus seiner Behausung, die Kaze schnellst aus ihrer zusammengedrückten Stellung wie ein Pfeil los und schlägt unbarmherzig die scharfen Krallen in ihr Opfer.
- 5) Stolz auf ihren Fang kehrt sie in das Haus zurück, sucht sich ein ruhiges Plätzchen und verschläft den halben Nachmittag.
- 6) Gegen Abend macht die Kaze einen Spaziergang ins Freie; während sie vorsichtig über die etwas feuchte Straße tastet, fährt des Nachbars Spitz bellend auf sie los; die Kaze stellt sich fauchend und prustend entgegen und versetzt dem kleinen Kläffer eine so gewichtige Ohrfeige, daß er winselnd sich zurückzieht.
- 7) Nach Sonnenuntergang sucht sie den Familienkreis in der Wohnstube auf und schnurrt dort behaglich in einer Ecke des Sofas oder spielt ergötlich mit dem Knäuel der strickenden Hausmutter.
- 8) Nachts tummelt sie sich mit andern ihres Geschlechtes auf den Hausdächern und schreckt manchen sanftschlummernden Bürger durch ihr klägliches Geheul aus dem Schlafe.

Freilich ist es nicht immer möglich, die Beschreibung in eine Erzählung aufzulösen oder mit einer Erzählung zu verweben. Da halte ich es dann für rätlich, dem Schüler nicht bloß die Disposition anzugeben, sondern ihm auch ein Musterbeispiel zur Nachahmung zu bieten.

Hier ist vielleicht ein Wort über die Vergleichen von Gegenständen am Platze, die ja auch zu den Beschreibungen zählen. Das Schwierige derselben liegt nicht so sehr in der Auffindung des Stoffes; selbst schwache Schüler vermögen die Ähnlichkeiten und Gegensätze zweier Dinge verhältnismäßig leicht aufzudecken. Aber in der Darstellung thun sie sich ungemein schwer; sie kommen namentlich bei der Verbindung der einzelnen Punkte über trockene, häufig sich wiederholende Formeln nicht hinaus. Diesem Mangel

kann nun wenigstens bei den Aufgaben, bei denen es sich hauptsächlich um Hervorhebung der Gegensätze handelt, abgeholfen werden, indem man die Form eines Dialoges wählt und die beiden verglichenen Gegenstände mit einander streiten läßt; dadurch wird die Verknüpfung bedeutend erleichtert. Solche Wechsel- oder Kampfgespräche können führen: Vogel und Fisch, Hund und Katze, Adler und Nachtigall, Pferd und Esel, Apfel und Kartoffel, Eiche und Linde, Rose und Veilchen, Wasser und Wein, Sonne und Mond.

Ich will diesen Abschnitt nicht schließen, ohne eine Bemerkung über den Unterschied zwischen Beschreibung und Schilderung gemacht zu haben. Die Theoretiker bestimmen diesen Unterschied folgendermaßen: Die Beschreibung wendet sich an den Verstand und begnügt sich mit einer einfachen, deutlichen Darstellung; die Schilderung sucht auf Phantasie und Gemüt zu wirken und verlangt eine bilderreiche und anmutende Darstellung. Aber in die Schule möchte ich diesen Unterschied nicht hineintragen. Ich fürchte, daß ihn viele Schüler nicht völlig begreifen, oder wenn auch, daß sie praktisch mit ihm nicht viel anzufangen wissen; denn um einen vielgebrauchten Gegensatz anzuführen, das Kennen bedingt noch lange kein Können. Ich glaube, daß man die Schüler durch die Forderung, eine Beschreibung und nicht eine Schilderung oder umgekehrt eine Schilderung und nicht eine Beschreibung zu liefern, bloß in Verlegenheit setzt. Man begnüge sich, eine Beschreibung in des Wortes weiterem Sinne zu verlangen und kümmere sich nicht weiter darum, ob sie nun eine Beschreibung in des Wortes engerem Sinne oder eine Schilderung oder eine Art von Mittelding einliefern. Trockene Naturen würden ja doch, wenn auch eine Schilderung verlangt wäre, über eine verstandesmäßige Beschreibung nicht hinauskommen, während phantastevolle Naturen trotz der Forderung einer Lehrbeschreibung doch immer wieder zur Schilderung emporsteigen würden. Es ist eben mit dem menschlichen Geiste wie mit dem Fruchtlande, von dem Ovid sagt:

*Non tellus eadem parit omnia; vitibus illa*

*Convenit, haec oleis; hic bene farra virent.*

## 2. Schilderungen von Naturvorgängen.

Die Schilderungen von Naturvorgängen erscheinen mir leichter als die von Naturgegenständen; erstens stellen sie nicht etwas Fertiges und Abgeschlossenes dar, sondern etwas in der Zeit sich Entwickelndes, wodurch die Anordnung und Verbindung des Stoffes erleichtert wird; zweitens lassen viele eine poetische Ausführung zu und sprechen dadurch den jugendlichen Geist an. — Dankbare Stoffe sind:

- 1) Wie der Apfelbaum entsteht.
- 2) Lebensgeschichte eines Eichenblattes.
- 3) Ein abgeleerter Weihnachtsbaum erzählt den Sperlingen im Hof seine Lebensschicksale.
- 4) Erlebnisse eines gefällten Baumstammes, abgelesen aus seinen Jahresringen.
- 5) Was das Weizenkorn im Laufe des Jahres erlebt.
- 6) Wie die Schwalben ihr Nest bauen.
- 7) Lebensgeschichte eines Schmetterlings.
- 8) Abzug der Störche.
- 9) Rundreise eines Wassertropfens (enger begrenzt: Reise eines Wassertropfens an einem Tage).
- 10) Ein Bach erzählt seine Lebensgeschichte dem Fluß, in den er einmündet.
- 11) Der erste Schnee.
- 12) Tauwetter bei Frühlingsbeginn.
- 13) Der Eisgang.
- 14) Ein Apriltag.
- 15) Ein heißer Sommertag.

In vorstehendem Verzeichnis hat das Thema „Ein Gewitter“, das doch eigentlich so nahe liegt, keinen Platz gefunden. Ich habe es nicht aus Vergeßlichkeit, sondern aus einem bestimmten Grunde weggelassen. Keine Schilderung ist wohl mehr verbreitet und in jedem Lese- und Aufsatzbuch zu finden als gerade die eines Gewitters. Infolge dessen tritt derselbe Übelstand ein, den ich schon früher bei Gattungsbeschreibungen gerügt habe; die Schüler schildern das Gewitter nicht nach selbstgemachten Naturbeobachtungen, sondern sie stoppeln bloß aus mehreren Schilderungen dieses Vorganges, die sie entweder nachlesen oder die

von früherer Lektüre noch trümmerweise in ihrem Gedächtnis haften, eine neue zusammen. Es ist wohl unnötig, näher darzulegen, daß man solchem Vorgehen keine Gelegenheit bieten darf. Indes braucht man doch nicht ganz auf dieses Thema zu verzichten; man muß nur ein bestimmtes Gewitter schildern lassen, das Lehrer und Schüler zusammen erlebt haben, oder man muß das Thema sonst enger begrenzen, wie es z. B. in der Fassung geschieht „Ein Gewitter an einem Erntetag“.

Häufig findet man die Aufgaben: Der Frühling, Der Sommer u. s. w. Diese halte ich für ungeeignet, einmal weil sie zu umfangreich sind, und dann weil jede der vier Jahreszeiten in mehrere Abschnitte zerfällt, die durchaus nicht gleichartig sind. So spricht man ja von Frühsommer, Hochsommer und Spätsommer. Die Schüler aber gestalten die Schilderung in der Regel so, als ob die Jahreszeiten von Anfang bis Ende sich gleichblieben, und manche Lesebücher gehen ihnen hierbei noch mit schlechtem Beispiele voran. Da empfiehlt sich die Schilderung eines Frühlingss- oder Sommertages viel mehr.

Besinnen würde ich mich auch, den Auf- und Untergang der Sonne schildern zu lassen. Sonnenaufgang und Sonnenuntergang sind erhabene, genußreiche Schauspiele, aber schwierige Aufsatzthemen. Es ist selbst für Erwachsene keine leichte Aufgabe, den allmählichen Übergang von der Finsternis zur Helle, die wechselnde Beleuchtung der Landschaft, die zahllosen Farbenabstufungen wahr und würdig darzustellen; um wieviel schwieriger muß dies erst für die Jugend sein!

### 3. Beschreibungen von Plätzen und Gebäuden.

In Schillers Spaziergang wandelt der Dichter zuerst durch eine Landschaft, in der ihm noch keine Spur vom Dasein des Menschen begegnet; auf seinem weiteren Wege schaut er ein Naturbild, das Veränderungen durch Menschenhand zeigt, und schließlich treten im Stadtbilde menschliche Werke vollständig an die Stelle der Natur. Diese Dreiteilung läßt sich auch auf die

Plätze anwenden, die man den Schülern zur Beschreibung geben kann. Es eignen sich solche, die ihre Gestalt ganz und gar der Schöpferkraft der Natur verdanken, wie z. B. eine Quelle im Walde, eine interessante Felsengruppe, eine Waldwiese, ein Thal, ein lauschiges Plätzchen am Flusse; ferner solche, auf denen menschlicher Sinn und menschliche Hand die schaffende Natur in eine gewisse Regel gezwängt hat, wie z. B. eine Allee, ein Park; schließlich solche, die allein der menschlichen Thätigkeit ihre Entstehung und ihr Aussehen verdanken, wie z. B. der Marktplatz oder ein anderer öffentlicher Platz der Stadt, der Bahnhof.

Die Plätze, mögen sie nun welcher Gruppe nur immer angehören, sollen, wie es die Schulordnung vorschreibt, im Schulorte selbst oder seiner näheren Umgebung sich befinden; doch empfiehlt es sich auch bei auswärtigen Schülern, sie Plätze ihrer Heimat beschreiben zu lassen; denn, so las ich einmal in einem Schüleraufsatze, ein bescheidenes Plätzchen der Heimat erscheint uns tausendmal entzückender als der schönste Vergnügungsort in der Fremde. Unstatthaft ist es aber, z. B. den Markusplatz in Venedig, das Thal Tempe in Thessalien oder überhaupt eine Örtlichkeit, die die Schüler nicht aus eigener Anschauung kennen, zur Beschreibung zu wählen. Da können dieselben bloß nachschreiben, was ihnen vorerzählt oder vorgelesen worden ist, und derjenige liefert die beste Aufgabe, der das beste Gedächtnis hat.

Der Kunstgriff, die Beschreibung in eine Erzählung zu verwandeln, wird auch hier öfters anzuwenden sein; derartige Aufgaben sind: Ein Gang durch die Allee, Ein Räuberspiel im Laubhölzchen.

Eine Besprechung des Themas wird vorher vonnöten sein, namentlich hat sie die Disposition festzustellen. Diese wird sich natürlich verschieden gestalten, je nachdem der Platz eine Schöpfung der Natur oder menschlicher Hände ist, je nachdem er sich inmitten der Stadt oder tief versteckt im Walde befindet, je nachdem es ein Ruheplatz an einer schattigen Stelle des Flusses oder ein Rasenplatz auf fruchtbarem Ackerlande ist.

Aber außer diesen Plätzen, die die Wirklichkeit bietet, lernen die Schüler auch noch andere Plätze kennen, theils durch Anschauen von Bildern, theils durch die Lektüre von Geschichtschreibern und Dichtern. Und fast möchte es mich bedünken, als ob ihnen die Beschreibung solcher Plätze mehr Freude machte und auch besser gelänge. Hat ein Schüler einen Platz, der in einem Geschichtswerke oder in einer Dichtung vorkommt, zu schildern, so muß er die zersplitterten Angaben zusammenstellen (denn nur solche Aufgaben halte ich in dieser Beziehung für zulässig, die Kombination erfordern) und sich aus denselben allmählich in seiner Phantasie ein Gesamtbild formen; ich meine nun, eine solche Arbeit hat für einen geweckten Jungen etwas von dem Reize, den er empfindet, wenn er mit den Steinen seines Baukastens irgend ein Gebäude auführt. Doch dürfen natürlich nur solche Plätze gewählt werden, dergleichen die Schüler schon gesehen haben. Aufgaben dieser Art sind aus Hermann und Dorothea: Der Marktplatz des Städtchens, Unter dem Birnbaum auf dem Hügel, Der Brunnen unter den Linden; aus der Odyssee: Der Landstich des Laertes; aus Cäsar: Die Lage von Gergovia oder Mestia.

Was die bildlich dargestellten Plätze betrifft, so werden sie durch die auf dem Gemälde eintretende Verjüngung und Isolierung übersichtlicher und geschlossener; der Beschauer überblickt mit einem Male den ganzen Platz, bekommt einen Gesamteindruck und wird durch benachbarte Scenerien nicht abgezogen. Das Wichtigste aber ist wohl, daß der Maler dem Beschreiber schon vorgearbeitet hat durch Hervorhebung des Bedeutsamen, Beiseite- und Zurückstellung des Nebensächlichen und klare Scheidung der Gruppen. Als Vorlage benütze man ein passendes Bild in dem Schaukasten der Anstalt oder auch in einem Auslagefenster der Stadt; doch wähle man nicht rein landschaftliche Gemälde, sondern solche, in denen eine menschliche Scene besonders hervortritt. Auch unterziehen sich die Schüler gern der Aufgabe, nach irgend einer Schilderung ein Bild in ihrer Phantasie zu entwerfen und dasselbe dann zu beschreiben.

Im ersten Teile des Zettelschen Lesebuches befindet sich auf Seite 223 eine Parabel: „Der Greis und der Jüngling“. Dieselbe enthält die Elemente zu folgendem Bilde: Im Mittelgrunde steht ein ländliches Haus. Neben der Thüre, die dem Beschauer zugekehrt ist, befindet sich eine Bank, auf der ein würdiger Greis sitzt. Vor ihm spielen Kinder, die seine Urenkel sein mögen; ein Knabe sucht eben ein Mädchen zu erhaschen, das einem Garten zuspringt, der links an das Haus stößt. Hohe, herrliche Bäume voll köstlicher Früchte ragen über die Umzäunung empor. Vor dem Hause erblickt man eine Landstraße, die von einer rechts im Hintergrunde sichtbaren Stadt herführt. Auf derselben wandelt ein vornehm gekleideter Jüngling, dessen ganze Aufmerksamkeit auf den Greis gerichtet scheint. Über das Haus hinüber erblickt man in der Ferne die blauen Berge mit ihren nebelbedeckten Spitzen.

Viele malerische Scenen bietet Hermann und Dorothea, z. B. der Wirt zum goldenen Löwen sitzt mit seiner Gattin auf einer der hölzernen Bänke unter dem Thorweg seines Hauses. Der Pfarrer und der Apotheker schauen durch die Lücke des Zaunes und erblicken Dorothea. Hermann und Dorothea am Brunnen. Verlobung des jungen Paares im Beisein der Eltern und Freunde.

Weniger als stille, idyllische Winkel und belebte städtische Plätze lassen sich Gebäude für den deutschen Aufsatz in den mittleren Klassen des Gymnasiums verwerten. Für Kunstbauten, seien es nun weltliche oder kirchliche, haben die Schüler dieser Stufe noch zu wenig Verständnis, und moderne städtische Miet Häuser zeigen zu wenig einfache Verhältnisse. Wenn ich Umschau halte, so finde ich am meisten bescheidene Dorfkirchen, romantisch gelegene Kapellen, altertümliche Bauernhäuser und ehrwürdige Burgruinen für unsern Zweck geeignet. Warnen möchte ich hier vor einem Thema, das häufig durch ein Vorbild im Lesebuche veranlaßt wird, nämlich vor dem Thema: Meine Wohnung. Viele unserer Schüler bewohnen ein enges, niedriges Dachstübchen, und es ist nicht jedermanns Sache, namentlich nicht der Jugend, die Armllichkeit seiner Verhältnisse gegen einen andern offen auszusprechen. Es ist freilich wahr, daß mancher in Ehren und Würden stehende Mann mit Vorliebe von seinem armseligen Studentenlogis spricht; aber es ist sehr zweifelhaft, ob er dieses Thema auch so gern anschlug und behaglich ausmalte, als er noch in demselben wohnte und oft unmutig und mit dem Schick-

sal hadernd der günstigeren Lage manches seiner Kameraden gedachte.

Auch die Werke der Dichter liefern, was Gebäude betrifft, nur geringe Ausbeute. Selten sind die Angaben darüber so zahlreich und so ausführlich, daß wir ein volles und klares Bild gewinnen können. Einige oft genannte Beispiele sind: Der Gasthof zum goldenen Löwen (nach Hermann und Dorothea); Die Wohnung des Schulmeisters Lamm (nach Voß' siebzigstem Geburtstag); Der Palast des Sonnengottes (nach Ovid). Das Schloß Boncourt (nach Chamisso).

#### IV.

### Abhandlungen.

#### 1. Erläuterungen von Sprichwörtern.

Wie sind die Sprichwörter gemeiniglich entstanden? Irgend ein Begebnis, das sich schon öfters abgespielt hatte, veranlaßte einen erfahrenen, scharf beobachtenden, sprachgewandten Mann zu einem kurzen, formell schönen, inhaltlich treffenden Ausspruche. Dieser Ausspruch ward von anderen mit Beifall aufgenommen, mündlich weiter verbreitet, schließlich aufgezeichnet und durch Schrift und Tradition auf die Nachwelt vererbt. Allmählich wurden auch der Anwendungen immer mehrere; man bezog den Spruch nicht mehr allein auf das Gebiet, das den Anlaß zu seiner Entstehung gegeben hatte, sondern auch auf ähnliche Erscheinungen in anderen Gebieten. Namentlich bediente man sich gern derjenigen Sprichwörter, die einen einfachen, sinnenfälligen Vorgang bezeichneten, um mit ihnen verwickelte, geistige Vorgänge aufzuhellen und verständlich zu machen. Und der Kreis dieser Anwendungen ist heute noch nicht abgeschlossen, sondern erweitert sich noch immer.

Wie kann wohl, um die Sache an einem konkreten Beispiele zu veranschaulichen, das Sprichwort „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ entstanden sein? Ich will einen Einfall von mir

mitteilen, für den ich natürlich nicht historische Wahrheit, sondern nur poetische Wahrscheinlichkeit beanspruche.

Ein unerfahrener Knabe fand ein hellglänzendes Messingstück. Jubelnd lief er zu seinem Vater und zeigte es ihm, meinend, es sei ein Goldstück. Aber der Vater besah es lächelnd und reichte es dem Knaben zurück mit den Worten: „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Dieser Spruch ging nicht verloren; er ward auch nicht mehr bloß auf Metalle angewendet, sondern auf Pflanzen und Früchte (Fliegenschwämme, Tollkirschen) und Tiere (die buntesten Vögel z. B. sind nicht immer die besten Sänger); der Ausdruck Gold bekam hiedurch einen tropischen Sinn und ward auf den inneren Gehalt bezogen, während glänzen ein schönes Äußere überhaupt bezeichnete. Schließlich wendete man den Spruch auch auf die Menschen an, zunächst vielleicht auf den Kontrast zwischen glänzendem äußeren Auftreten und bedrängter Vermögenslage, dann auf den Gegensatz zwischen blühendem Aussehen und innerer Krankheit, ferner auf die Nichtübereinstimmung von wirklichem und eingebildetem Wissen und schließlich auf den Widerspruch zwischen wahren und zur Schau getragenen Charakter.

Warum habe ich diese Darlegung gegeben? Ich habe sie gegeben, weil sie uns den naturgemäßen Weg zeigt, den wir bei der aussatzmäßigen Behandlung eines Sprichwortes einschlagen sollen. Man erfinne zuerst eine kleine, einfache Scene, die uns den eigentlichen Sinn veranschaulicht. Dann lasse man in beliebiger Zahl Beispiele folgen, die den bildlichen Sinn klar legen. Doch sollen diese nicht regellos durcheinander gemengt sein, sondern eine gewisse Steigerung aufweisen. Sie sollen zeigen, wie der Gebrauch des Spruches immer weitere Ausdehnung gewann und auf immer mehr Gebiete sich erstreckte gleich einem Steine, der, ins Wasser geworfen, immer weitere Ringe zieht. Für unser Übungsprichwort „Es ist nicht alles Gold, was glänzt“ erscheint diese Stufenfolge angezeigt: Mineralreich, Pflanzenreich, Tierreich, Menschenwelt; innerhalb des letzten Kreises kann man dann wieder von den finanziellen zu den

körperlichen und geistigen Verhältnissen vorwärts schreiten. — Ferner sollen die Beispiele nicht durch trockene Formeln, sondern durch eine Erzählung mit einander verknüpft werden. Auf diese Weise kommt zu der inneren Einheit, die durch die Beziehung aller Beispiele auf das Sprichwort hergestellt wird, eine äußere poetische Einheit. Diese letztgenannte Einheit kann man z. B. dadurch gewinnen, daß man zwei Spaziergänger vorführt, die, durch irgend etwas an ein bestimmtes Sprichwort gemahnt, auf ihrem weiteren Wege noch, manchen anderen Erscheinungen begegnen, die ihnen immer wieder den Erfahrungssatz in Erinnerung bringen.

Dreierlei muß also bei der Erläuterung eines Sprichwortes in Betracht gezogen werden:

1. Eine einleitende Scene, die uns mit der nächstliegenden Anwendung des Sprichwortes bekannt macht.

2. Beispiele, durch die wir die freieren Anwendungen des Sprichwortes kennen lernen, und zwar in stufenmäßiger Aufeinanderfolge. Diese Beispiele sind aus dem täglichen Leben zu nehmen, weil ja die Sprichwörter ihre Entstehung der Beobachtung desselben verdanken.

3. Verknüpfung der Eingangsscene und der Beispiele durch eine Erzählung, die wie ein roter Faden durch das Ganze geht.

Wenn man die Sprichwörter in dieser Weise behandeln läßt, so werden die Schüler freudig und mit Erfolg arbeiten; jedenfalls werden sie Besseres leisten, als wenn man sie zu dem in vielen Aufsatzbüchern empfohlenen Schema verpflichtet: Einleitung, Worterklärung, Sinnerklärung, Vernunftbeweise, Erfahrungsbeweise, Aufforderung. Wie wird denn dieses Schema in der Regel durchgeführt? In der Einleitung bekommt man abgenutzte Redewendungen zu hören, wie Weisheit von der Gasse, Philosophie der Menge, goldene Äpfel in silbernen Schalen u. dgl. Die Worterklärung ist häufig ebenso unnütz wie in alter Zeit das Gulentragen nach Athen. Erklären soll man doch nur etwas, das einer Erklärung bedarf. Aber der eigentliche Sinn vieler Sprichwörter ist so klar ausgedrückt,

daß er jedem sofort einleuchten muß. Ich fürchte, man erzieht durch eine solche Forderung die Schüler zu „Leerplauderern“, um diesen zwar mundartlichen, aber hier so recht bezeichnenden Ausdruck zu gebrauchen \*). Ist die Worterklärung wegen der Leichtverständlichkeit der meisten Sprichwörter in der Regel überflüssig, so ist dagegen die Sinnerklärung für den jugendlichen Geist oft zu schwierig. Die Schüler wissen zwar eine Reihe von Beispielen aus dem menschlichen Leben anzuführen, auf die das Sprichwort Anwendung findet, aber diese Einzelfälle in einen allgemeinen, hübsch stilisierten Satz zusammenzufassen, dazu fehlt es ihnen an geistiger Kraft und sprachlicher Gewandtheit \*\*). Zu schwierig ist für unsere Stufe auch der Vernunftbeweis, d. h. der Nachweis der Richtigkeit eines Sprichwortes aus der Beschaffenheit des Menschen und der ihn umgebenden Verhältnisse. Zudem ist ein solcher Beweis auch manchmal recht überflüssig, weil viele Sprichwörter so selbstverständliche, unmittelbar einleuchtende Wahrheiten aussprechen, daß sie ebenso wenig eines Beweises bedürfen wie die Axiome der Logik und Mathematik. Ich erinnere nur an Sprüche wie: Wer den Kern

\*) Es ist doch eine Ausartung der deutschen Gründlichkeit, wenn der Verfasser eines Aufgabebuches bei Behandlung des Sprichwortes „Der Horcher an der Wand hört seine eigene Schand“ die beiden Ausdrücke „Wand“ und „hören“ erklären zu müssen glaubt. Ich meine, die Definitionen solcher allgemein bekannten Begriffe gehören kaum in eine Synonymik, geschweige denn in einen Aufsatz. Es klingt geradezu lächerlich, wenn man liest: „Hören heißt, vermittelt des Ohres etwas wahrnehmen“ oder „die Wand bezeichnet eine Scheidung, durch welche das Zimmer (welches?) von den andern Räumen des Hauses abgefordert wird“.

\*\*\*) Es zeichnen sich auch die Sinnerklärungen von Sprichwörtern, die des Druckes gewürdigt wurden, nicht immer durch Logik und Genauigkeit aus; wenigstens erscheint mir folgende durch ihre Satzverrenkung und Übertreibung nicht ganz unbedenklich.

Sinn des Sprichwortes „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht“: „Die Menschen unternehmen manche Handlungen, von denen man voraussehen kann, daß sie einmal mißglücken werden. Die Handlungen aber gleichen dem Kruge an Zerbrechlichkeit, denen die Festigkeit des Rechtes fehlt. Sie werden alle einst einen unglücklichen Ausgang nehmen.“

will, muß die Schale knacken; Wie du säest, so wirst du ernten u. ä. Solche Sprichwörter sind innerhalb einer Darlegung gut zu verwenden, aber sie weitläufig begründen heißt doch wahrlich leeres Stroh dreschen. Der Erfahrungsbeweis ist der einzige Beweis, der sich für Sprichwörter empfiehlt, wie ich schon oben näher auseinandergesetzt habe. Was schließlich die Aufforderung betrifft, so klingt sie im Munde der Schüler seltsam. Abgesehen davon, daß sie zu Einseitigkeit und Übertreibung verführt, ist das leichtblütige Jugendalter, meine ich, das Alter, das eher ernste Mahnungen hören als ernste Mahnungen geben soll.

## 2. Entwicklungen von Sätzen.

Die Schulordnung schreibt für die Mittelstufe auch einfache Abhandlungen über Sätze vor, die dem Gedankenkreise der Schüler entnommen sind. Unter diesen Sätzen sind wohl zunächst allgemeine Sätze zu verstehen, die die Betrachtung der Natur und des menschlichen Lebens hervorgerufen hat. Zu denselben zählen sowohl die Sprichwörter als die Sätze. Beide Arten stellen eine allgemeine Behauptung auf und verfolgen gleichen didaktischen Zweck: sie wollen teils aufklären, teils mahnen, teils beide Ziele zugleich erstreben. Aber hinsichtlich des Ursprunges, der Form und der Verbreitung unterscheiden sie sich von einander. Die Sprichwörter sind im Volke entstanden, zeigen kurzen, volkstümlichen Ausdruck und sind sowohl unter den Gebildeten wie in der großen Menge heimisch; die Sätze dagegen sind von geistig hochstehenden Männern in ihren Schriften niedergelegt, zeichnen sich durch gewählte Sprache aus, gefallen sich öfters in behaglicher Breite und zieren bloß die Rede der Gebildeten. Über die Sprichwörter wurde bereits im vorhergehenden Abschnitt gehandelt; es braucht also hier nur von den Sätzen geredet zu werden.

Wenn wir im Schulplan weiter lesen, so finden wir, daß auch in den oberen Klassen die Bearbeitung von Sätzen verlangt wird; einmal ist die Rede von „abhandelnden Betracht-

tungen über einzelne Sätze, welche der Lektüre der Schriftsteller entnommen und dem Ideentreise der Schüler angemessen sind“ und später „von Aufsätzen über allgemeine Sätze, über welche die Schüler die nötige Aufklärung besitzen“. Es drängt sich nun die Frage auf: Welche Sentenzen sollen auf der Mittelstufe, welche auf der Oberstufe genommen werden? Kann nur von Fall zu Fall entschieden werden, oder läßt sich nach einem allgemeinen Gesichtspunkte eine Scheidung vornehmen?

Zunächst denkt man wohl daran, die Sentenzen nach ihrem Inhalte zu sondern und die einzelnen Gruppen auf die zwei Stufen zu verteilen. So könnte man etwa die Sentenzen in fünf Klassen einteilen, je nachdem sie das Verhältnis des Menschen a. zu Gott, b. zur Natur, c. zu den Mitmenschen, d. zu sich selbst, e. zu den irdischen Gütern betreffen. Aber wenn wir nun die einzelnen Gruppen näher mustern, so finden wir, daß jede leichte und schwierige Sätze umfaßt, so daß wir nicht sagen können, diese Gruppen passen für die mittlere, diese für die obere Stufe. Da uns nun der sachliche Gesichtspunkt versagt, so wollen wir uns nach einem formalen Gesichtspunkte umsehen. Die eine Art von Sentenzen spricht eine nicht unmittelbar einleuchtende Wahrheit aus; die Ausarbeitung muß also Gründe für die Gültigkeit des Satzes beibringen, muß seine Richtigkeit aus andern als wahr erkannten Sätzen folgern. In diesem Falle ist die Beweisführung deduktiv, sie zeigt, warum die Behauptung richtig ist; die Aufgabe fällt also in die Klasse der Begründungen.

Anderere Sentenzen dagegen sprechen eine Wahrheit aus, die nicht eine Begründung erfordert, sondern nur eine Veranschaulichung; in diesem Falle hat die Ausarbeitung bloß zu spezialisieren, d. h. „den Inhalt des Satzes aus dem Allgemeinen ins Besondere und Konkrete hinab zu verfolgen“ (Lehmann). Solche Aufgaben werden wohl am besten als Entwicklungen bezeichnet; denn es wird das in einem allgemeinen Satze Eingewickelte entwickelt, die allgemeine Behauptung in die einzelnen Behauptungen zerlegt, die sie einschließt.

Zwei Beispiele mögen diesen Darlegungen aufklärend nachhelfen. Wenn ich bei dem Thema „Mensch sein heißt Kämpfer sein“ nachweise, daß der Mensch mit sich, mit den Nebenmenschen, mit der Natur zu kämpfen hat; wenn ich dann nochmals eine Scheidung vornehme und z. B. im zweiten Teile darlege, daß der Kampf mit dem Nebenmenschen bald um Ehre und Stellung, bald um Leben oder Vermögen sich dreht, so habe ich eine Entwicklung geliefert. Wenn ich aber bei dem Thema „Große Männer werden zu Lebzeiten gehaßt“ angebe, daß neidische Gesinnung, irrige Beurteilung, Anhänglichkeit an das Alte auf Seite der Zeitgenossen, menschliche Unvollkommenheiten auf Seite des großen Mannes diese Erscheinung zur Folge haben, so ist der Aufsatz in die Reihe der Begründungen zu stellen. Es ist wohl selbstverständlich, daß die Entwicklungen im allgemeinen leichter zu bearbeiten sind als die Begründungen und deshalb der Mittelstufe zugewiesen werden sollten. Es kommt noch hinzu, daß sich die Entwicklungen am nächsten an die Erzählungen und Beschreibungen anschließen. Alle drei Arten stellen nämlich die Teile eines Ganzen dar: die Erzählungen die eines zeitlichen, die Beschreibungen die eines räumlichen und die Entwicklungen die eines logischen Ganzen.

Häufig gegebene Entwicklungen sind folgende:

- 1) Wem Gott will rechte Gunst erweisen,  
Den führt er in die weite Welt.
- 2) Glas ist der Erde Stolz und Glück.
- 3) Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen,  
Doch ist er gut, ist ein Geschenk wie sie.
- 4) Daß nur Menschen wir sind, der Gedanke beuge das Haupt dir;  
Doch daß Menschen wir sind, hebe dich freudig empor!
- 5) Not entwickelt Kraft.
- 6) Labor beneficium.
- 7) Effodiuntur opes, irritamenta malorum.
- 8) Nil sine magno vita labore dedit mortalibus.
- 9) Nescio qua natale solum dulcedine cunctos  
Ducit et immemores non sinit esse sui.
- 10) Studia res secundas ornant.

Es braucht gerade das Thema nicht immer mit Dichterworten ausgesprochen zu sein; man kann es auch in eigene Worte kleiden, z. B. Welchen

Genuß gewährt uns der Umgang mit der Natur? Welchen Segen brachte die Einführung des Ackerbaues? Gefahren des Glückes\*).

Die Entwicklungen sind so recht geeignet, die Schüler in der Division einzuüben, was ja bekanntlich die Schulordnung verlangt. Zunächst wird es am Platze sein, eine kurze theoretische Unterweisung über die Division zu geben und dieselbe an einfachen Beispielen klar zu machen. Das kann etwa in folgender Weise geschehen:

Name: Division, Einteilung, logische Einteilung.

Definition: Division ist die Aufzählung der Arten einer Gattung nach einem bestimmten Gesichtspunkte (Quintilian: *Divisio est distributio generis in formas*).

Teile: 1. *totum divisionis* (Einteilungsganzes), 2. *membra divisionis* (Einteilungsglieder), 3. *fundamentum* oder *principium divisionis* (Einteilungsgrund, Einteilungsprinzip, Gesichtspunkt).

Beispiele: 1. Die Münzen zerfallen nach dem Metall in Kupfer-, Nickel-, Silber- und Goldmünzen.

2. Die Menschen teilt man nach dem Temperamente in Choleriker, Sanguiniker, Melancholiker und Phlegmatiker.

3. Die *bona* teilten die Römer nach ihrem Sitze ein in *bona animi*, *bona corporis*, *bona externa*.

\*) Man sieht aus den aufgeführten Beispielen, daß namentlich solche Themen zu Entwicklungen sich eignen, die nach der Nützlichkeit oder Schädlichkeit irgend eines Gegenstandes fragen. Doch muß man sich davor hüten, allzu triviale Stoffe zu bringen. Ich habe mich schon früher gegen Aufgaben, wie Nutzen des Wassers, des Feuers, der Steine u. dgl. ausgesprochen. Den Vogel aber hat in dieser Beziehung jedenfalls abgeschossen der Erfinder des Themas „Lobrede auf die Perücke“. Vielleicht macht dieses Biedermeierthema Propaganda und begeistert zu verwandten Aufgaben, wie etwa: Preis falscher Zähne, Lobrede auf den Schlafrock u. dgl. Der Pionier dieser Aufgaben hat uns auch eine Probe gegeben, wie sie auszuführen sind; so erwähnt er z. B. als löbliche Eigenschaften der Perücken: 1) Sie sichern bei Streitigkeiten, welche in Thätlichkeiten übergehen. Der Streitsüchtige hält statt unseres Haares, an dem er unsern Kopf zu fassen glaubt, nur die Perücke. 2) Sie erleichtern das Entkommen von Flüchtlingen, indem sie das Angesicht entstellen und dem Signalement widersprechen.

Sind die Schüler in der Einteilung alleinstehender Begriffe geübt, so mögen sie sich versuchen in der Anwendung der Division auf allgemeine Sätze. In diesem Falle müssen sie den Satz, wenn er nicht schon einfach ausgesprochen ist, auf den einfachsten Ausdruck bringen und dann denjenigen Begriff suchen, dessen Division für die Ausführung den reichsten Stoff bietet. So ist z. B. der obengenannte Spruch Ovids „Nescio qua natale solum etc.“ schlicht wiederzugeben mit den Worten: Die Heimat weckt süße Erinnerungen. Unterwirft man dann den Begriff Erinnerungen der Division, so erhält man folgende Glieder: „Erinnerungen“ 1. an das Vaterhaus, 2. an die Schule, 3. an die Spielplätze, 4. an Flur und Wald. Um bei dem Thema „Daß wir Menschen nur sind, der Gedanke beuge das Haupt dir“ einen für die Division geeigneten Begriff zu bekommen, forme man es um in: Die der menschlichen Natur anhaftenden Schwächen mögen dich demütig stimmen! Die Schwächen lassen sich dann einteilen in körperliche und geistige. Die gewonnenen Divisionsglieder können manchmal wieder zerlegt werden; so z. B. lassen sich in dem vorhergehenden Thema die geistigen Schwächen wieder einteilen in intellektuelle und moralische.

An die Lehre von der Division schließt sich naturgemäß die Lehre von der Disposition. Es wäre das ein reichhaltiges und nicht uninteressantes Kapitel; doch ich begnüge mich, auf neun Eigenschaften hinzuweisen, die jeder Disposition eigen sein sollen.

- 1) Die Disposition muß erschöpfend sein.
- 2) Die Glieder, die auf gleicher Stufe stehen, dürfen immer nur das Ergebnis eines einzigen Einteilungsgrundes sein.
- 3) Kein Glied darf die Gedanken eines andern ihm gleichgeordneten Gliedes ganz oder teilweise enthalten.
- 4) Die Glieder sollen in angemessener Weise aufeinanderfolgen.
- 5) Es sollen womöglich nicht alle Glieder einander gleichgestellt, sondern in ein Verhältnis der Über- und Unterordnung gebracht werden (Hauptglieder, Unterglieder). Je nachdem die Disposition zwei oder drei Hauptglieder hat, heißt sie dichotomisch oder trichotomisch.
- 6) Die Hauptglieder sollen an Umfang einander nahe kommen, d. h. eine annähernd gleiche Zahl von Untergliedern aufweisen.

- 7) Die Disposition darf nicht wortreich, aber auch nicht zu knapp abgefaßt sein. Im ersteren Falle verschwinden die Hauptbegriffe unter dem unnötigen Beiwerk, im letzteren Falle entsteht Undeutlichkeit.
- 8) Die Disposition darf nicht aus unverbunden hingeworfenen Schlagwörtern bestehen, sondern muß vollständige, korrekt gebaute Sätze aufweisen.
- 9) Die Disposition sei übersichtlich. Gleichartige Glieder müssen gleichartige Dispositionszeichen erhalten; man gebrauche z. B. für Einleitung, Ausführung und Schluß lateinische Großbuchstaben, für die Hauptglieder der Ausführung römische Ziffern und für die Unterglieder arabische Ziffern. Um den Wert der einzelnen Teile noch kenntlicher zu machen, rücke man um so mehr den Anfang der Schrift in die Zeile hinein, je untergeordneter der Gedanke ist.

Ist die Sentenz auf den einfachsten Ausdruck gebracht, der fruchtbarste Begriff der Division unterworfen, die Disposition der Hauptgedanken sauber dargestellt, dann kommt das letzte, aber schwierigste Stück Arbeit, nämlich die Ausführung der einzelnen Teile, die Umkleidung des Gerippes mit Fleisch. Häufig wird darüber geklagt, daß die Abhandlungen über allgemeine Sätze durch Platttheit und Abgeschmacktheit, durch Unwahrheit und Übertreibung, durch Verschwommenheit und blühenden Unsinn, durch Dürre und Dürftigkeit auffallen. Allein ich meine, diese Fehler kommen nur dann hauptsächlich zum Vorschein, wenn das Thema sich auf ein den Schülern unbekanntes Gebiet bezieht. Gibt man dagegen einen Spruch, mit dessen Inhalt die Schüler durch persönliche Erfahrungen und Beobachtungen vertraut sind oder über den sie die Erfahrungen und Gedanken anderer kennen gelernt haben, dann bearbeiten sie ihn so gut wie ein historisches oder literarisches Thema. Empirie und Lektüre des Schülers sind die beiden Quellen, aus denen die Gedanken fließen müssen; deshalb muß jede Sentenz eine dieser Quellen, noch besser alle zwei anbohren. Als ein Thema, bei dessen Ausführung sich die Schüler, namentlich diejenigen, die während des Schuljahres ihrer Heimat entrückt sind, auf eigene Erfahrung stützen können, erscheint mir das schon öfters genannte: Die Heimat weckt süße Erinnerungen. Vermag der Lehrer bei der Vorbesprechung nur die richtige Stimmung zu erwecken — denn

die Erweckung der richtigen Stimmung ist für das Gelingen eines Aufsatzes ebenso notwendig wie für das volle Genießen und Verstehen einer Dichtung —, dann werden die Erweiterungen der Hauptgedanken durch Wahrheit und Innigkeit ansprechen.

Ich will im folgenden einen kurzen Auszug aus einem Schüleraufsatz über dieses Thema mitteilen.

1. Erinnerungen an das Vaterhaus. Wir gedenken der liebenden Eltern, des ernstblickenden Vaters wie der tröstenden Mutter; es erwacht in uns die Erinnerung an die fröhlichen Spiele mit den Geschwistern, des Winters in der Stube, des Sommers in Hof und Garten; es leben vor unserm geistigen Auge sogar die Haustiere wieder auf, die schmeichelnde Kaze, der verständige Spitz, das aus der Hand fressende Hühnchen.

2. Erinnerungen an die Schule. Wenn wir auch manchmal mit klopfendem Herzen langsam zur Schule gingen im Gefühle einer begangenen Frevelthat und bevorstehender strenger Verantwortung, so stehen doch im Vordergrund unserer Erinnerung die Billete und Bildchen, die wir ob unseres Fleißes erhielten und die uns vom Vater eine zufriedene Miene, von der Mutter unsere Leibspeise oder gar eine Tüte Süßigkeiten eintrugen.

3. Erinnerungen an die Spielplätze. Wie oft hat man sich auf den freien, schöngelagerten Plätzen in und außer dem Dörfchen in heiterer, ungetrübter Jugendlust mit den Altersgenossen unterhalten! Wie oft haben wir da an olympischen Wettrennen teilgenommen und in gewaltigen Schlachten mitgekämpft, um dann noch gerade recht beim Angelusläuten dem rauchenden Kamin des Vaterhauses zuzueilien und nach rasch verzehrtem Abendimbisß auf kühlendem Lager von den Heldenthaten des Tages zu träumen!

4. Erinnerungen an Flur und Wald. Wie oft sind wir in Flur und Hain umhergestreift, haben von manchem Baum aus die Fernsicht ergründet, haben die saftigsten Beeren und entlegensten Haselstauden aufgesucht und sind dann herzensefroh und seelenvergnügt am Abend heimgegangen, wenn der rote Flammenball hinter den Bergen hinabsank!

Freilich wird man nur wenige Sentenzen finden, die die Schüler bearbeiten können, bloß gestützt auf ihre Lebenserfahrung. Denn diese ist wahrhaftig noch gering; mit Ausnahme weniger, die bereits in ihrer Jugend die Schule des Lebens durchmachen müssen, gilt von ihnen das Wort, das Schiller über das „glückliche Volk der Gefilde“ ausgesprochen hat: „Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab.“ Zum Glück aber besitzen die Schüler außer den Erfahrungen, die sie praktisch

durch persönliche Erlebnisse gesammelt haben, auch noch solche und zwar in reicherm Maße, die sie theoretisch durch die Lektüre von Geschichtschreibern und Dichtern sich angeeignet haben. Und diese Erfahrungen bieten für die Entwicklung mancher Sentenzen überreichen Stoff. Gesezt es wäre das Thema gegeben: Not entwickelt Kraft. Liefern da nicht ein Robinson, ein Odysseus, die Griechen zur Zeit der Persereinfälle, die Römer in ihren Kämpfen mit Hannibal Beispiele genug, die beweisen, daß die Not die physische, intellektuelle und moralische Kraft weckt und mehrt? Manchmal wird es gut sein, die Aufgabe auf einen bestimmten geschichtlichen Zeitraum oder auf eine bestimmte Dichtung einzuschränken. Themen dieser Art sind: „Die Wahrheit des Satzes 'Undank ist der Welt Lohn' soll durch Beispiele aus der athenischen Geschichte nachgewiesen werden“ und „Welchen Segen brachte nach Schillers Gedicht 'Das eleusische Fest' die Einführung des Ackerbaues?“ Letzteres Thema ist im zweiten Teile ausgeführt.

Vielleicht denkt mancher beim Durchlesen dieser Probe: Ja, ist denn das alles, was hier gesagt ist, in dem Gedichte auch enthalten? Explicite freilich nicht, um Ausdrücke des gelehrten Olearius zu gebrauchen, aber implicite, und Aufgabe des Erklärers ist es, auf das, was gleichsam zwischen den Zeilen steckt, aufmerksam zu machen. Bei einem so gedankenreichen Gedichte, wie es das „Eleusische Fest“ ist, darf man sich nicht mit einer solchen Interpretation begnügen, wie sie unseren Lesebüchern eigen ist, und sich etwa mit Einzelheiten zufrieden geben wie: Cyanen sind die blauen Kornblumen; die Tochter der Ceres heißt griechisch Persephone, lateinisch Proserpina; Sitten und Hütten sind unreine Reime, sondern man muß den Blick auf das Ganze gerichtet halten und den Grundgedanken „Der Ackerbau der Anfangspunkt aller höheren Gesittung der Menschheit“ zum klaren Verständnis bringen. Zu diesem Zwecke muß man aber auch die Ergebnisse der in unseren Tagen mächtig aufstrebenden prähistorischen Forschung herbeiziehen und an ihrer Hand den Dichter teils bestätigen, teils ergänzen. Erst eine solche Er-

Klärungsweise wird das Gedicht den Schülern verständlich machen und sie befähigen, dasselbe nutzbringend in einem Aufsätze zu verwerten.

### 3. Begründungen historischer Urteile.

Unter den Sätzen, von denen, wie schon früher (S. 51) bemerkt, die Schulordnung redet, sind, wenn auch zunächst, doch nicht ausschließlich allgemeine Sätze zu verstehen; man kann auch an Sätze mit historischem Inhalte denken, deren Begründung den Schülern aufgegeben wird. Diese historischen Abhandlungen möchte ich wie die Entwicklungen allgemeiner Sätze der 6. Klasse zuweisen\*); dadurch wird dann zugleich die Epoche bestimmt, auf die sie sich beziehen sollen; es ist die Epoche des Griechen- und Römertums. Am besten werden die Schüler solche Themen bearbeiten, die sich auf die Kriegsgeschichte beziehen, da diese ihnen am verständlichsten und interessantesten ist. Im folgenden will ich ein paar bekannte Sätze geben:

- 1) Ἀθηναίους ἂν τις λέγων σωτήρας γενέσθαι τῆς Ἑλλάδος οὐκ ἂν ἀμαρτάνοι τἀληθέος.
- 2) Fortiter agere semper et pati vere Romanum.
- 3) Virtute ac dis volentibus magni estis et opulenti.
- 4) Ea data nobis sors est, ut magnis omnibus bellis victi vicerimus.

Audere Beispiele, die nicht in Sentenzenform gekleidet sind, sind folgende:

- 5) Böotien die Orchestra des Ares.
- 6) Welche Umstände erhielten bei den Griechen das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach?
- 7) Welche Vorteile brachten Rom die punischen Kriege?
- 8) Beharrlichkeit ein Hauptcharakterzug der Römer.
- 9) Daß die Römer dem Grundsätze huldigten „Divide et impera“, soll aus ihrer Geschichte erwiesen werden.

\*) Außer den Entwicklungen und historischen Abhandlungen fallen der 6. Klasse noch zu Erzählungen nach Geschichtschreibern und Dichtern, die in derselben Klasse gelesen werden; doch würde ich nicht rein erzählen lassen, sondern, um eine Steigerung gegenüber der 4. und 5. Klasse zu gewinnen, eine weitere Forderung stellen und die Erzählung mit einer Charakteristik oder ästhetischen Würdigung verknüpfen lassen.

Auch hier möchte ich vor überspannten Aufgaben warnen. Als eine solche erscheint mir „Die welthistorische Bedeutung des griechischen Volkes“. Was verlangt denn dieses Thema? Verlangt es nichts weiter als eine mehr oder minder ausführliche Aufzählung der hauptsächlichsten Kriege, Schlachten und Feldherrn, als eine Anführung der Namen, Schicksale und Werke der bedeutendsten Redner, Dichter und Künstler? Ich meine, damit ist dem stolzen Titel nicht genügt. Es verlangt schon etwas mehr, nämlich die Darlegung dessen, was die Griechen Großes und Bleibendes auf verschiedenen Gebieten geleistet haben; der Schüler soll nachweisen, inwiefern die Griechen die Kultur mächtig gefördert haben und zu Lehrmeistern der mitlebenden und späteren Völker geworden sind. Abgesehen von den Perserkriegen, die kulturelterhaltend und kulturfördernd gewirkt haben, tritt da das Kriegerische in den Hintergrund; der peloponnesische Krieg z. B. hat sicherlich den Griechen zu keiner welthistorischen Bedeutung verholfen; dagegen müssen die Kulturerrungenschaften stark betont werden, die künstlerischen, wissenschaftlichen und gesetzgeberischen Erfolge, die zum Muster für die Menschheit geworden sind. Wie vermögen das aber Knaben von durchschnittlich 15—16 Jahren, die von Plato noch keinen Dialog, von Sophokles kein Drama, von Demosthenes keine Rede gelesen haben, die Staatseinrichtungen und gesetzgeberische Maßnahmen kaum verstehen, geschweige denn auf ihren Wert oder Unwert zu prüfen wissen, die vorerst noch mehr Freude haben an Waffengeklirr und Siegesgeschrei als an der stillen Arbeit des Gelehrten und Künstlers. *Ne quid nimis!*

Diese Worte habe ich im Anfange dieses Schriftchens gebraucht, mit diesen Worten will ich auch schließen. Hätte ich nur einen kleinen Teil beigetragen, daß dieser Spruch auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes immer mehr zur Geltung käme, ich dürfte mir dann sicherlich ein Verdienst um die Förderung dieses Faches zurechnen.



## I. Erzählungen \*).

### Eine Abschiedsszene.

(Schüleraufsatz.)

Der kleine Hansjörg war ein gewecktes Bürschlein, und der Pfarrer seines Dörfleins gab nicht eher nach, als bis sein Vater, der Schneiderbauer, die Zusage gab, ihn studieren zu lassen. Es war also beschlossen, und jedes Kind im Dorfe wußte es, daß Schneiderbauers Hansjörg ein „Herr“ werden wolle.

Das Ende des Monats September war gekommen; früh um drei Uhr am Tage der Abreise trat die Mutter in Hansjörgens Kämmerlein und rief: „Hansjörg, steh auf in Gottes Namen! Heut hast du für lange Zeit zum letztenmal bei uns geschlafen.“ Dann ging sie in die Küche und bereitete das Frühstück, eine kräftige Milchsuppe. Hurtig war unterdessen Hansjörg aus seinem Bett gesprungen und hatte sich reinlich gewaschen und gekämmt und sonntäglich gekleidet. Dabei war er keineswegs traurig; denn er hatte Lust und Liebe zum Studieren und freute sich schon lange auf die große, schöne Stadt, von der ihm der Herr Pfarrer erzählt, und auf das Studentenkäpplein, das ihm der Vater dort kaufen wollte. Als er in die Stube trat, dampfte auf dem Tische im Herrgottswinkel die volle Suppenschüssel, und Vater und Mutter, Bruder und Schwester, Knecht und Dirne waren alle versammelt. Hansjörg durfte auf Vaters Stuhl sitzen und sollte essen. Aber schon, als ihm die sorgliche Mutter zum zweitenmal einbroden wollte, legte er schweigend den Löffel weg. Und als er jetzt von jedem Abschied nahm, da konnte er sich nimmer halten, und dicke Zähren rannen über seine erhitzten Backen. Da nahm ihn der Vater bei der Hand und führte ihn hinaus in den Hof, wo alles schon zur Abfahrt bereit stand. Als Hansjörg auf dem Wägelchen saß und wieder an die große, schöne Stadt dachte, da wich die Traurigkeit der freudigen Erwartung, und beherzt rief er den Seinigen, die jetzt alle unter der Hausthüre standen, sein „Behüt Euch Gott!“ zu. Der Vater stieg auf und nahm die Peitsche in die Hand, der Schimmel zog an und trabte mit dem Wägelchen zum Hofe hinaus.

---

\*) Die Aufsatzproben stammen teilweise von Schülern, teilweise aus meiner eigenen Feder.

## Winterabend im Familienkreise.

(Schüleraufsatz.)

Das Heulen des eisigen Nordwindes unterbrach der friedliche Klang der Glocken, die zum englischen Gruße mahnten. In jeder Familie des Dorfes hörte man auf das stille Abendgeläute; besonders pünktlich aber wurde der fromme Brauch beim „großen Bauern“ eingehalten. Eben war das einfache Abendmahl eingenommen, und nun verrichtete die ganze Familie das Gebet nach Tische und den „Engel des Herrn“. Wie gewöhnlich deckte dann die treffliche Hausmutter den großen eichenen Tisch ab und ging in die Küche, wo ihr eine Dirne mithalf beim Abspülen und Aufräumen. Unterdessen machten sich die kleineren Kinder über ihr Spielzeug her, das ihnen das Christkindlein vor kurzem gebracht; die gebrechliche Großmutter nahm ihren Platz in einem Lehnstuhl am Ofen ein, um der Ruhe zu pflegen und den Gesprächen des Vaters und seiner zwei Knechte zu lauschen, die sich auf die Ofenbank gesetzt hatten und sich da ihr Pfeiflein schmecken ließen. Nach einer halben Stunde kamen noch die Mutter und die Magd, die nunmehr alles in Ordnung gebracht hatten. Beide beschäftigten sich mit Stricken und Flickern für die fünf Kleinen, die jeden Strumpf und jede Hose, mochten sie auch noch so fest sein, durchwebzten. Dies thaten sie auch jetzt; während die gute Mutter im Verein mit der treuen Dirne vollauf zu thun hatte, um die Kleider wieder ordentlich herzurichten, rutschten die Kinder unbesorgt auf dem Boden umher.

Da rief der kleine Joseph, der Tritte im Hausgang vernommen hatte: „Jetzt kommens schon!“ und machte die Thüre auf. Es war der Nachbar mit seiner Frau. Auf der Ofenbank rückte man näher zusammen, um den gewohnten Gästen Platz zu machen. „Schon wieder fleißig,“ ereiferte sich die Nachbarin und setzte sich zu den Frauen; „Ihr habt es gewiß recht notwendig? Gebt mir auch etwas zu thun; denn hersitzen und die Hände in den Schoß legen will ich nicht.“ „Nun, wenn es Euch Freude macht,“ erwiderte die Mutter, „so stricket diesen Strumpf ganz fertig; ich kann dann zu spinnen anfangen.“ Während dieses kurzen Gespräches hatte der Nachbar auch sein Pfeiflein gestopft und angezündet; die vier Männer saßen gemüthlich bei einander und kamen auf ihr Vieh zu sprechen und auf die Arbeiten, die sie zu verrichten hätten. „Halt,“ sagte der Großbauer, sich zum Nachbar wendend, „wir könnten auch etwas thun; ich habe einige Rechen und Gabeln auszubessern, und weil du dich auf diese Sachen gut verstehst, so wäre es mir angenehm, wenn du mir helfen würdest; ihr zwei Knechte könnt unterdessen im Stalle nachschauen und den Pferden noch einen Büschel Heu geben.“ Die Knechte thaten, wie ihnen befohlen war, während der „Großbauer“ mit seinem Nachbar, dem Besitzer des Anwesens „beim Fuhrjaß“, die Arbeit begann. Michael, das älteste unter den fünf Kindern,

schaute ihnen dabei zu, die andern aber spielten fort, und ihr Lärm wurde immer größer.

Dies merkte die Großmutter und rief deshalb die Kleinen zu sich her, um ihnen eine versprochene Geschichte zu erzählen. Die Mutter, die Nachbarin und die Magd, die sich während ihrer Arbeit über das Hauswesen und die Kinder unterhalten hatten, jetzt aber mit dem Spinnen und Stricken und Flickern fertig waren, hörten auch auf die Erzählung. Sie handelte von artigen Kindern und endete mit der Ermahnung, auch so brav zu sein. Jetzt rückten auch die Männer — die Knechte hatten sich auch wieder eingefunden — und Michael näher herzu, der das Geschichtchen versäumt hatte; er bat deshalb die gute Großmutter, nochmal eines zu erzählen. Sie that es; diesmal aber war es ein gruseliges, und die Kinder fürchteten sich bald. Weil sie auch schon etwas schläfrig waren, verrichteten sie laut das Abendgebet und gingen ins Bett. Die Nachbarnsleute entfernten sich, eine gute Nacht wünschend, die Diensthofen thaten desgleichen; denn der Zeiger auf der großen Schwarzwälder Uhr war weit vorgerückt. Der Vater schloß die Hausthüre, die Mutter löschte mit Vorsicht die Lampe aus, und beide legten sich dann auch zur Ruhe.

### Die Osterfeuer.

(Schüleraufsatz.)

Es war am Vorabend des heiligen Osterfestes. Die Sonne war hinter den westlichen Höhen verschwunden, und der Glanz des Abendrotes wurde stetig matter. Ein leises, angenehmes Lüftchen durchwehte die stille Natur. Ich entschloß mich zu einem Spaziergange. Draußen vor der Stadt stand ein alter Lindenbaum, daneben befand sich ein hölzernes Ruhebänklein. Hier saß ich nun und betrachtete, in allerlei Gedanken versunken, die ruhige Gegend. Da blitzte es auf einem nahen Hügel, bald leuchtete der ganze Höhenzug von hellen Flammen, und mächtige Rauchsäulen stiegen zum stillen, feierlichen Äther empor. Es waren die Osterfeuer. Zu jener Zeit, wo der traurige, kalte Winter den freundlichen, warmen Strahlen der neuen Frühlingssonne weicht, wo die Bäume frische Knospen treiben und die ersten Blümlein dem erwärmten Boden entsprossen, wo auch die Kirche ihren Triumph feiert über Tod und Satan, da entzündeten die Bewohner eines jeden Dorfes ein mächtiges Feuer zum Zeichen ihrer Teilnahme an all diesem Jubel.

Silends lenkte ich meine Schritte dem nächsten Hügel zu, auf dem ein Holzstoß lichterloh brannte. Als ich auf dem abgeplatteten Scheitel des kleinen Berges angelangt war, konnte ich beim Scheine des Feuers sehen, wie drunten am westlichen Fuße, wo das Dorf Oderding sich hinzieht, eine kleine Schar sich sammelte, die nun den Berg hinaufkam. Voran schritt

der Sohn des Mesners mit einem schweren Holzscheite in der Hand; dann kamen die größeren Knaben, von denen jeder sieben Scheite auf der Achsel trug; den Schluß bildete die kleinere Dorfjugend; sie umschwärmte den Pfarrer, der bei solchen Anlässen nie fehlte, teils um an den Freuden seiner Kinder teilzunehmen, teils aber auch, um das schlimme Ausarten der älteren Knaben zu verhüten. Inzwischen schürten die Leute neben mir das Feuer immer mehr, so daß ich fast für die schönen Tannenwälder in der Nähe fürchtete. Jetzt kam der Zug. Des Mesners Sohn warf sein Scheit in den lodernden Haufen; es war aber dasselbe am Morgen bei der kirchlichen Feuerweihe geweiht worden. In jedem Bauernhose besitzt man ein solches; kommt dann im Sommer ein Gewitter, so werden geweihte Kerzen angezündet und Splitter des geweihten Holzes verbrannt, um Gott, den Herrn des Donners, zu bitten, er möge den Hof und die Flur vor Blitz und Hagel bewahren. Hernach beteten alle laut ein „Vater unser“, und der würdige Pfarrer rief den Segen des Allmächtigen auf die Fluren seiner Gemeinde herab. Sodann traten die ältesten Söhne jedes Hofes ans Feuer und hielten die sieben Scheite in die Flammen, um dieselben vorne zu verkohlen; sie sollten am morgigen Feste das erste Herdfeuer unterhalten.

Eine Weile noch schaute ich dem nächtlichen Treiben zu, dann aber wendete ich mich zur Heimkehr; es hätten die Eltern um mich in Sorge sein können. Unter der Linde aber saßen noch Vater und Schwester; sie meinten, ich solle mich auch nochmals setzen, weil es heute so angenehm sei. Da stimmte der Vater sein liebstes Lied an: „Da draußen vor dem Thore, da steht ein Lindenbaum“. Nach dessen Beendigung erloschen die Osterfeuer, der Vollmond warf seinen vollen Glanz auf die nächtliche Landschaft, tiefes Schweigen herrschte in der schönen Frühlingsnacht. In feierlicher Stimmung kehrten wir heim und legten uns zur Ruhe.

### Bericht eines Platäers über die Schlacht bei Marathon.

Freut euch, ihr Mitbürger, wir haben gesiegt. Tausende von Persern bedecken die Walstatt bei Marathon, die Überlebenden, noch von Schrecken bleich, fahren mit vollen Segeln der asiatischen Küste zu. Eure Väter und Gatten, Söhne und Brüder ziehen freudestrahlend, hochgemut, die Helme mit Siegeslaub umwunden, zur Heimatstadt.

Ich bin auf Geheiß unseres herrlichen Führers Kleimnestos dem Zuge vorangeeilt, um euch die Siegesbotschaft zu bringen und euch aus bangem Harren zu erlösen. Mit welcher Wonne hat mich dieser Auftrag erfüllt! Wie hat die Freude meinen Fuß beflügelt! Möge mir nur ein Gott auch die Rede verleihen, um euch in würdiger Weise mit dem Heldentag von Marathon bekannt zu machen!

Als wir vor einigen Tagen auf diesem Plage Abschied nahmen, thaten wir es in gedrückter Stimmung. Böse Kunde war von unserer Nachbarstadt Athen herübergedrungen: eine gewaltige Flotte sei an der Küste erschienen und habe 100,000 Mann gelandet, die alles mit Feuer und Schwert verwüsteten. Da dachte wohl jeder eher an Tod und Niederlage als Leben und Sieg. Aber wir wollten treue Nachbarschaft halten, und so rissen wir uns los aus den Armen der Mütter, der Gattinnen und Kinder. In eiligem Marsche nahen wir uns Athen; aber noch vor den Mauern der Stadt ward uns die Kunde, daß die streitbaren Männer ausgezogen und dem bei Marathon lagernden Feinde entgegengerückt seien. Sofort nahmen wir den Weg nordwärts und erstiegen die Höhen des Pentelikon. Da konnte man das ganze, weitgedehnte Lager der Perser an der Meeresküste überschauen, unten aber an den Bergesabhängen befand sich das kleine Häuflein der Athener. Wir eilten hinunter und wurden mit jauchzenden Zurufen aufgenommen. Unsere unerwartete Ankunft entflammte in den Athenern den Kampfesmut und die Hoffnungsfreudigkeit aufs höchste; der Kriegsrat beschloß den Angriff für den folgenden Tag. Abends würzten wir unser Mahl mit so heiteren Gesprächen, als ob es am nächsten Morgen in die Ringsehule und nicht auf das Schlachtfeld ginge. Da hatten wir auch Gelegenheit, die hervorragenden Männer Athens zu betrachten: den wohl- erfahrenen, mutigen Miltiades, dessen Führertalent alle übrigen Feldherren bereitwillig anerkannten, den feurigen, ruhmgerigen Themistokles, in dessen Haupt große Gedanken schlummern, den gerechten, uneigennütigen Aristides, den gottbegnadeten Dichter Aeschylus und noch andere Wackere. Mit dem Frührot stellten wir uns zum Kampfe auf, wir Plataer auf dem linken Flügel. Im Sturm Laufe durchheilten wir den Zwischenraum, der uns von den feindlichen Reihen trennte, und die Perser wußten sich anfangs vor Stauen über die Kühnheit des kleinen Häufleins kaum zu fassen. Als sie aber die grimmigen Stöße und Hiebe unserer Lanzen und Schwerter spürten, da entstand ein furchtbares Handgemenge. Der Kampf wogte lange hin und her, und es gelang den Persern sogar, das schwache Mitteltreffen zu durchbrechen. Aber wir Plataer auf dem linken Flügel und die auf dem rechten Flügel stehenden Athener, befehligt von dem heldenmütigen Polemarchen Kallimachos, brachten die Perser zum Weichen und kamen unsern bedrängten Genossen in der Mitte zur Hilfe. Nun war der Kampf entschieden; panischer Schrecken ergriff die Feinde, und ein Haufe nach dem andern stürmte zu den Schiffen. Wir aber setzten ihnen nach und richteten ein furchtbares Blutbad an.

Heldenthaten wurden an diesem Tage vollbracht, die ewig in der Geschichte fortleben werden. So wird noch die fernste Nachwelt Kynegeros, den heldenmütigen Bruder des Aeschylus, feiern, der, obwohl bereits beider Hände beraubt, noch mit den Zähnen ein persisches Schiff festhielt und es nicht eher losließ, als bis er seine kühne Seele aushauchte.

Doch was halte ich euch länger hin? Schon höre ich die Fanfaren der heimkehrenden Sieger. Auf, eilt ihnen entgegen! Begrüßt und umarmt sie! Sie sind es würdig, die Kämpfer von Marathon, die Retter nicht bloß Platäas und Athens, sondern der Freiheit von ganz Griechenland.

### Habsburgs Mauern.

(Nach dem gleichnamigen Gedichte von Simrock.)

An einem heitern Frühlingsmorgen ritten zwei Männer das linke Ufer der Reuß entlang; der eine, mit würdigen Zügen und grauen, auf die Schulter herabfallenden Locken, war der Bischof Werner von Straßburg, der andere, mit energischem Gesichtsausdruck und in der Kraft des vollen Mannesalter stehend, war sein Bruder, der Graf Radbot. Als sie nicht mehr allzuweit von dem Einflusse der Reuß in die Nar entfernt waren, hielt Radbot plötzlich sein Pferd an und betrachtete sinnend einen schroff abfallenden Felsen. „Was für ein trefflicher Platz für eine Burg,“ hub er dann an, zu seinem Bruder gewendet, der ebenfalls stille hielt. „Der Fels ragt bis in die Wolken hinein, so daß ihn kein Geschloß vom Thale erreicht; und die steile Wand hinaufzuklettern, das werden die Feinde wohl auch bleiben lassen. Hätte ich das Geld, ich würde mich nicht lange besinnen.“ Der Bischof betrachtete sich die Höhe nun ebenfalls genauer und sprach dann: „Nun, wenn weiter nichts fehlt, so bestelle nur Handwerker! Mein Gotteshaus in Straßburg steht fertig, so daß ich einen Teil meiner Einkünfte dir abtreten kann.“ Als sie sich wieder in Bewegung setzen wollten, flog eben ein Habicht auf, der auf dem Felsen horstete. Da meinte Werner scherzend: „Ein Bischof gibt dir das Geld, und ein Vogel leiht dir den Namen; Habichtsburg wäre kein übler Name.“

Einige Tage nach diesem Ritte kehrte Bischof Werner nach Straßburg zurück. Auf dem Habichtsberge aber wimmelte es von Leuten, die geschäftig Steine brachen und zuhämmerten, die unermüdlich Bäume fällten und zuhieben, so daß etwas übers Jahr die Burg fertig stand. Als der Schlußstein eingefügt war, kam ein Bote nach Straßburg, um den Bischof zur Besichtigung der Burg einzuladen. Werner brach alsbald auf und nahte sich am zweiten Tage im Abendscheine der Burg. Er stieg den Berg hinauf und besah die Feste eingehend von außen und innen. Endlich sagte er kopfschüttelnd zum Bruder, der schon lange auf das Urteil des Bischofs gespannt gewesen war: „Die Burg gefällt mir sonst wohl, aber Wall und Mauern hast du vergessen.“ „Die hielt ich nicht für notwendig,“ erwiderte der Graf. „Als ich in Straßburg vor einigen Jahren dein eben vollendetes Münster beschaute, konnte mein Auge auch keine schützende Umfassungsmauer entdecken.“ „Das ist ein ungehöriger Vergleich,“ meinte der Bischof, „eine Kirche schützt die Ehrfurcht vor Gott, aber eine Burg bewahrt vor dem

Feinde nur Turm und Cingel.“ Da mußte Raddot ein kluger Einfall durch den Kopf gefahren sein; denn verschmizt lächelnd sprach er zum Bruder: „Ja, ich gebe es zu, Wall und Mauern müssen sein. Ich baue sie, und zwar noch in dieser Nacht.“ Der Bischof schüttelte ungläubig den Kopf und begab sich zur Nachtruhe in sein Gemach, von dessen Erker aus man eine weite Rundschau hatte.

Der Graf aber schickte Boten ins Thal, und beim Morgengrauen zogen seine Ritter und Dienstmänner den Berg hinan und umstellten die Burg im Kreis. Dann stieß der Graf fröhlich ins Horn, um den Bruder zu wecken. Erschrocken fuhr dieser aus dem Schlafe auf, und anfangs meinend, es nahen Feinde, sprang er unbekleidet zum Erker und sah hastig hier und dort hinaus. Da bot sich ihm nun ein ganz unerwarteter, aber glänzender Anblick. Dicht gereiht standen die Mannen seines Bruders um die Burg herum und bildeten mit ihren in Eisen gehüllten Körpern und ihren blanken Schilden eine dräuende Mauer; und in gewissen Abständen ragten aus dieser Mauer wie Thürme die Ritter auf ihren Pferden hervor.

Unterdessen trat der Bruder zur Thüre herein und rief: „Die Mauern stehen! Habe ich nicht Wort gehalten und sie in einer Nacht gebaut?“ Da verstand der Bischof, wie es sein Bruder gemeint hatte; er wußte aber auch seine Gesinnung zu würdigen, klopfte ihm traulich auf die Schulter und sprach: „Du hast recht; auf solche Mauern verlasse dich! Mehr als eine tote Mauer von Stein schützt eine lebendige Mauer von treuen Leibern.“

### Lebensgeschichte und Charakteristik des Löwenwirthes.

(Nach Goethes Hermann und Dorothea.)

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde in einem mittel-deutschen Städtchen, unweit von dem Rheine gelegen, dem dortigen Löwenwirth ein Sohn geboren. Obwohl die Familie zu den reichsten und angesehensten des Ortes gehörte — sie besaß ein ausgedehntes Besitztum, hatte ein gut gehendes Geschäft, und ein Vorfahr war sogar würdiger Bürgermeister gewesen —, so wurde doch auf die geistige Ausbildung des Knaben wenig Sorgfalt verwendet. Man schickte ihn weder zur Schule noch hielt man ihm eigene Lehrer; die Entwicklung seiner nicht unbedeutenden Geistesanlagen wurde dem Leben und dem Umgange mit den Menschen überlassen. Als er den Kinderschuhen entwachsen und zu einem hübschen Jüngling herangereift war, litt es ihn nirgends weniger als hinter dem Ofen; er that bei allen Belustigungen des jungen Volkes mit und rühmte sich in seinen alten Tagen noch, immer die Schönste zum Tanze geführt zu haben. Allein kein Mädchen konnte sein Herz dauernd fesseln; da kam ein Ereignis, das über die Stadt schweres Unglück brachte, ihm selbst aber sein häusliches Glück begründete.

Es war ein heißer Sonntagsnachmittag; die Städter waren spazieren gegangen und hatten sich in den Wirtschaften der nahen Dörfer verteilt. Da flammte plötzlich Feuer am Ende der Stadt auf, und bis die Leute von allen Seiten zur Hilfe herbeieilten, brannten bereits alle Häuser bis zu dem Markte, darunter auch die Wirtschaft zum goldenen Löwen nebst dem Nachbarshause. Des andern Tages in der Frühe durchsuchte der junge Löwenwirt die Brandstätte, da ihm ein Pferd in dem Stalle verschüttet worden war; allein glimmende Balken und Schutt lagen darüber, und vom Tiere war nichts zu sehen. Während dessen erblickte er in dem Hofe nebenan, über die Trümmer der eingefallenen Scheidewand hinweg, seine schöne, junge Nachbarin, welche nach ihren Lieblingstieren, den Hühnern, suchte, aber ebenfalls vergeblich. Wie er sie nun so traurig dastehen sah, erfaßte ihn Mitleid und Liebe zugleich. Er trug sie über den heißen Schutt in seinen Hof, küßte sie und gestand ihr seine Liebe. Die Eltern waren einverstanden, und bald wurde die fröhliche Hochzeit gefeiert.

Mit seiner Verheiratung wurde er selbständig; denn der Vater war schon vor längerer Zeit gestorben, und die Mutter war froh, die Last des Geschäftes ablegen und sich in den Ruhestand zurückziehen zu können. Nunmehr wuchs auch mit jedem Tage seine Schaffensfreude. Vor allem suchte er das Wirtschaftsgewerbe nicht bloß im alten Ansehen zu erhalten, sondern noch blühender zu machen. Er unternahm Reisen nach Straßburg, Mannheim, Frankfurt und anderen Städten, kaufte die Weine selbst ein, und wer einen Tropfen aus einem guten Jahrgang trinken wollte, brauchte nur beim goldenen Löwen einzusprechen. Dabei sah er auf Sauberkeit und wußte seine Gäste artig zu bedienen und angenehm zu unterhalten, weshalb auch die Honoratioren wie z. B. der Pfarrer und der Apotheker nirgends so gern ihren Trunk einnahmen als beim Löwenwirt.

Über der Sorge für die Wirtschaft vergaß er nicht den Landbau. Doch gab er hier mehr Anordnungen, bestimmte z. B. den Anfang des Kornschnittes, als daß er selbst mithalf. Er konnte eben nicht überall zugleich sein, zu Haus und im Felde, und in Folge seiner mit den Jahren immer mehr zunehmenden Liebe zur Gemächlichkeit hielt er sich lieber im kühlen Sälchen als auf sonnenbeschienenem Felde auf.

Aber es genügte ihm nicht, bloß für sein eigenes Haus thätig zu sein, auch für das Gedeihen seiner Vaterstadt zeigte er großes Interesse. Dies kennend, wählte ihn auch die Bürgerschaft in den Rat und betraute ihn mit dem Referat über das Bauwesen. Da kamen ihm nun seine Reiseerfahrungen trefflich zu statten. Er setzte es durch, daß viele bauliche Verbesserungen vorgenommen wurden; die wohlerneuerte Kirche mit dem geweihten Turme und die sauberen gepflasterten Straßen verliehen dem Städtchen ein freundliches Aussehen, während die Anlegung wasserreicher, verdeckter und wohlverteilter Kanäle den Gesundheitszustand hob und Siche-

rung gegen Feuersgefahr brachte. Freilich ging nicht alles so glatt und ohne Widerspruch ab; es stand gegen ihn eine starke Partei, welche über den nächsten Umkreis des Städtchens nicht hinausgekommen war und vor jeder Ausgabe zurückschrak. Der Streit und die Ränke dieser Kollegen bereiteten dem Wirte vielen Ärger, den er oft mit nach Hause nahm und den Seinen fühlen ließ.

Seine Familie war nicht groß; seine Gattin hatte ihn nur mit zwei Kindern beschenkt, einem Knaben und einem Mädchen, von denen das letztere leider früh starb. Der Sohn, Hermann mit Namen, bereitete einerseits dem Vater Freude durch seine stattliche Gestalt, seine Thätigkeit und Anstelligkeit; anderseits aber gefiel er ihm nicht wegen seines menschenfeindlichen, wortkargen Wesens; zudem hatte er in der Schule trotz aller Nachhilfe, die man ihm angedeihen ließ, wenig Fortschritte gemacht und immer einen der untersten Plätze eingenommen. Und so schien es, daß sich der Lieblingswunsch des Vaters, einmal an einem reichen und namentlich gebildeten Schwiegerkinderchen sich zu erfreuen, das Klavier spielen und die besten Leute des Städtchens um sich versammeln könnte, nicht erfüllen sollte. Es stand vielmehr zu befürchten, daß Hermann, zumal er im Verkehr mit Mädchen sich recht linksch stellte, nur ein bäuerisches Mädchen, eine Trulle, ins Haus bringen werde. Diese Sorge trug der Vater fortwährend mit sich herum, und wenn ihm der Wein zu Kopfe stieg, so gebrauchte er nicht die glimpflichsten Ausdrücke gegen seinen Sohn.

Ein inniges Verhältnis herrschte dagegen zwischen Vater und Mutter. Gemüthlich sitzen sie oft auf den hölzernen Bänken unter dem Thorweg, plaudern froh miteinander und erinnern sich gerne der Zeit ihrer ersten Liebe. Dieses trauliche Verhältnis war zunächst das Verdienst der Mutter. Sie nahm die aufgeregten Worte, welche dem Gatten nach Tische bei einer Flasche Wein manchmal entfuhr, nicht so ernst als der Sohn; wußte sie ja doch aus langer Erfahrung, daß die Stimmung wieder milder werde, wenn das Räuschlein verstopfen sei. Dann brachte sie ihre Anliegen zu gelegener Stunde vor und verstand es überhaupt, ihrem Gatten um den Bart zu gehen. Und für Schmeicheleien war der Löwenwirt gar nicht unempänglich; sah er ja doch sogar bei den Diensthöfen mehr darauf, daß sie ihm äußere Zeichen der Liebe und Verehrung entgegenbrächten, als auf Fleiß und Tüchtigkeit.

So waren nunmehr fast zwanzig Jahre dahin gegangen seit seiner Verheiratung und der Übernahme des Geschäftes. Da kam ein Tag, den von den Mitbürgern geachteten, bei seinen Freunden beliebten und von seiner Gattin verehrten Löwenwirt auch zum glücklichen und stolzen Vater machen sollte. An einem heißen Julitage verbreitete sich im Städtchen die Kunde, daß ein Trupp Auswanderer in nicht allzu großer Entfernung vorbeizöge. Die Bevölkerung, von Neugierde und mildthätigem Sinne zugleich

erfaßt, eilte scharenweise hinaus, zu Fuß und zu Wagen, unter ihnen auch Hermann. Da fand dieser seine künftige Lebensgefährtin, und ehe der Tag völlig zur Rüste ging, verband der würdige Pfarrer Herrmann und Dorothea zum ewigen Bunde. Hat der Löwenwirt auch anfangs sträubend sein Jawort gegeben, wir dürfen sicher hoffen, daß er es später nie bereut hat. Die Liebe zu Dorothea hat Hermann zu dem gemacht, was der Vater durch sein Poltern und Schelten vergeblich zu erreichen suchte, zum thatkräftigen, selbstbewußten Manne.

## II. Beschreibungen.

### Die erste Kindleinseiche im Michaelsberger Walde.

In dem während der schönen Jahreszeit vielbesuchten Michaelsberger Walde, einem natürlichen Parke, der sich westlich von Bamberg ausdehnt, finden sich manche prächtige Eichen, von denen die bekanntesten die zwei Kindleinseichen sind, so genannt, weil an ihrem Stamme ein Bild des Jesuskindes befestigt ist. Die erste steht da, wo der Weg nach Kolmsdorf und Wildensorg sich spaltet, an der Spitze einer Waldparzelle, gleichsam als Führerin der hinter ihr stehenden Fichten- und Lärchenschar.

Von den Wurzeln ist über dem Boden nichts zu bemerken; daß sie sich weit verzweigen und mit ihren Enden tief in die Erde hinuntergreifen, dafür bürgt uns die kraftvolle, unerschütterliche Haltung des Baumes. Sein Stamm ist von einer eisenfesten, rissigen braunen Rinde umgeben, steigt gerade empor und ist dicker, als daß ihn ein Mann umklammern könnte. Ungefähr in seiner Mitte sind verschiedene Wegweiser angebracht und das oben erwähnte heilige Bild. Etwa in doppelter Manneshöhe beginnt das Astwerk, das durch seine Unregelmäßigkeit sich scharf abhebt von dem gleichmäßigen Bau der benachbarten Nadelbäume. Von den unteren Hauptästen erstrecken sich die einen wagrecht weit hinaus, während andere, in scharfem spitzen Winkel vom Stamme abstehend, aufwärts streben; weiter nach oben verliert sich der Stamm und zerteilt sich in mehrere Äste, die zusammen eine hübsche Krone bilden. Den Zwischenraum zwischen den Hauptästen durchziehen in oft wunderlichen Windungen und Krümmungen die von diesen ausgehenden kleineren Äste und ihre Abzweigungen. An den Spitzen der Zweige erscheinen in dichten Büscheln die dunkelgrünen, tiefgebuchteten Blätter, die zum Teil so fest hängen, daß sie, selbst welk geworden, den Herbst- und Winterstürmen trohen und erst dem neuen jungen Laube weichen. Zwischen den Blättern versteckt finden wir Ende Mai die kaum bemerkbaren Blüten und später die länglichen Früchte. Diese sitzen in einem zierlich geschuppten Nüsschen und hängen traubenweise an kurzen Stielen, wodurch sich die Eiche in die Gattung der Wintereichen einreihet.

So steht sie da, an Alter und Kraft und Schönheit alle Bäume ihrer Umgebung überragend, trotzend Sturm und Wetter und Tieren und Menschen ein friedliches Obdach gewährend.

Wer längere Zeit ihre Blätterkrone aufmerksam betrachtet, wird ein reiches Tierleben in derselben entdecken. Da springt das flinke Eichhörnchen mit flatternder Fahne von Ast zu Ast und sammelt Eicheln in seine Vorratskammer. Da klettert der Specht von unten nach oben rings um den Stamm herum und pocht, mit seinen Kletterfüßen und steifen Schwanzfedern sich stützend, die Borke ab; an hohltönenden Stellen haakt er fort, bis er eine Öffnung gemacht hat und nun die Raupen aus ihrem Verstecke hervorziehen kann. Die Gallwespe fliegt herzu, bohrt mit ihrem Stachel in das Fleisch des Blattes und legt in die Öffnung ihre Eier, so daß das Blatt aufschwillt und die sogenannten Galläpfel bildet. Der prächtige Hornschroter zerreißt mit seinem zackigen Geweih die jungen Zweige und trinkt ihren Saft. So drängt sich Bild an Bild, und das geübte Auge des Naturforschers fände wohl Stoff zu stundenlanger Betrachtung.

Sind wir vom Stehen müde geworden, so lädt uns eine Bank in der Nähe zum Sitzen ein. Wir nehmen auf ihr Platz und sehen unmittelbar vor uns ein Ackerland, das vielleicht eben ein fleißiger Bauersmann mit einem Ochsengespann durchpflügt. Weiter entfernt erblicken wir das rote Dach eines Einzelhofes, dem die Hufen gehören, und noch weiter den Wartturm der Altenburg. Wenn wir den Blick nach rechts schweifen lassen, gewahren wir das fruchtbare Gelände der Murach mit Feldern und Wiesen und gartenumgebenen Dörfern und darüber hinaus in dämmernder Ferne die walddreichen Höhen des Steigerwaldes.

An Werktagen ist es still und einsam um die Eiche herum; hie und da wandelt ein einsamer Spaziergänger vorbei, oder ein Landmann kommt aus der Stadt und strebt eiligen Schrittes der Heimat zu, oder ein armfelig gekleidetes Weiblein ruht mit einer schweren Last Reisig auf der Holzbank aus. An Sonntagen sieht dafür der Baum ein desto lebhafteres Treiben. Gruppen von Lustwandelnden ziehen an ihm vorbei, lustig lachend und plaudernd; manchmal erwarten sich hier auch die Angehörigen eines Vereins, um gemeinschaftlich einen Ausflug nach einer benachbarten Ortschaft zu unternehmen. Das fröhlichste Leben aber herrscht, wenn ein Waldfest abgehalten wird.

### Eine Schlüsselblume.

Der Lenz ist zurückgekehrt, und mit ihm sind wieder die lieblichen Kinder Floras erschienen. Auf meinem letzten Spaziergange begegnete ich ihnen überall. Unter der Hecke war das wohlduftende Veilchen versteckt; im Walde wiegte sich über dem dürren Laube die weiße Anemone auf leicht-

tem Stengel; durch das saftige Grün der Wintersaaten schimmerte der blaue Ehrenpreis; am Bachesrande funkelte auf kurzem, kräftigem Stiele die Dotterblume. Die Wiesen aber waren überdeckt von Scharen von Schlüsselblumen, deren goldener Schimmer mir schon von weitem entgegenleuchtete.

Mein Weg führte mich gerade auf eine solche Wiese zu. Je näher ich kam, desto lauter vernahm ich das Summen der geschäftigen Bienen und Hummeln, die aus den gelben Blüten Honig fogen und Blumenstaub sammelten. Jetzt stand ich am Wiesenrande, und bald fiel mir ein prächtiges Exemplar auf, das ich genauer betrachtete. Am Grunde breiteten sich eiförmige, runzlige Blätter von blaßgrüner Farbe wie eine Rosette aus. In der Mitte derselben erhob sich der schlanke, feinbehaarte, ungefähr spannenlange Stengel, aus dessen Ende mehrere Blüten entsprangen, die zusammen eine Dolde bildeten. Infolge ihrer dünnen, schwachen Stiele hängen die Blüten etwas abwärts, so daß ich die Pflanze abbrach, um mir ein genaueres Studium zu ermöglichen. Zuerst zählte ich die Anzahl der Blüten; ich fand ihrer zehn, von denen die einen schon voll erblüht waren, während die andern noch gänzlich vom Kelch umschlossen waren oder erst wenig aus demselben hervorlugten. Eine der entfalteten Blüten mußte zu näherer Untersuchung und Bestimmung dienen. Die Blumenkrone erschien mir als eine Art Trichter, dessen Saum fünf Einschnitte zeigte und dadurch ebensoviele herzförmige Blättchen bildete. Da wo der Trichter sich verengte, am Schlunde, saßen fünf rötliche Tüpfchen. In der Röhre umgaben fünf Staubfäden das einem zierlichen Weinsläschchen gar nicht unähnliche Pistill, das mit seiner Narbe bis über den Schlund hinausreichte. Dieser lieblichste der Trichter steckte in einem hauschigen, graugrünen Becher mit fünf zierlichen Zacken.

Da die Wiese über und über mit den Erstlingen des Frühlings (so lautet ja ihr botanischer Name) besät war, so glaubte ich keinen Raub zu begehen, wenn ich mir eine Handvoll pflückte. Auf dem Heimwege fand ich ein paar hochstämmige, geschmeidige Schmielen; diese brach ich ab und band damit meine Blumen zu einem Strauße zusammen. Zu Hause stellte ich ihn in ein Wasserglas, und lange noch erfüllte er mit seinem milden Honigdufte mein Zimmer.

### Mein Lieblingsplätzchen.

(Schüleraufsatz.)

Hinter unserm Garten dehnt sich die königliche Anlage mit ihren hohen Eichen und Buchen aus. Gerne gehe ich nun an kühlen Sommerabenden durch meinen Garten und lenke meine Schritte dem nahen Walde zu. In den Wald eingetreten, gehe ich einige Hundert Schritte vorwärts und erblicke dann zu meiner rechten Seite mitten zwischen den Bäumen

ein weißes Häuschen. Dies ist das Ziel meines abendlichen Ganges. Nachdem ich in dasselbe eingetreten bin, setze ich mich auf eine Bank, begierig die frische Abendluft einatmend, und betrachte die Umgegend.

Zu beiden Seiten ist das Häuschen von dunklen Bäumen begrenzt. Vor mir aber liegt ein großer, zum Teil mit Nadelwald bedeckter Berg, auf welchem sich aber auch fruchtbare Tristen in Menge befinden. Zwischen diesem Berge und mir dehnt sich ein breites, freundliches Thal aus, dessen grüne Wiesen von einem ruhig dahinströmenden Flusse, der Wiesent, durchschnitten werden. Nicht selten sehe ich dann einen leichten Kahn, in dem sich einige Personen befinden, dahingleiten, der die Oberfläche des Wassers leicht kräuselt. Fast senkrecht unter mir liegt die Stempfermühle, ein allein stehendes Gebäude, und weiter rechts davon die Behringers-Mühle, ein überaus liebliches Dörfchen.

Stundenlang schaue ich oft so träumend hinaus, während um mich her die tiefste Stille herrscht. Nur die Grillen zirpen unaufhörlich, und hie und da lispeln die Bäume des Waldes, vom Abendwinde leicht bewegt, oder es fliegt mir ein großer Käfer summend am Ohre vorbei. In solch feierlicher Stille fangen sich meine Lippen leise zu bewegen an, und — ich bete zu dem weisen Schöpfer dieser wunderschönen Natur, zu meinem Gotte.

Wenn aber dann die Sichel des Mondes immer heller wird und die Sterne am tiefblauen Himmel heraufsteigen, dann mache ich mich auf und gehe, von den gespensterhaften Schatten der Bäume begleitet, langsamen Schrittes nach Hause. Daheim angekommen, begeben sich mich zur Ruhe, wo mir nach kurzem Nachtgebet bald ein süßer Schlaf die müden Augenlider schließt.

## Der Marktplatz

in Goethes Hermann und Dorothea.

Die Örtlichkeit, die uns zuerst in Goethes Hermann und Dorothea entgegentritt, ist der Marktplatz. Der Löwenwirt und seine Gattin sitzen unter dem Thorweg ihres Hauses und schauen gegen den Markt zu, über den soeben ihr Hermann mit dem neuen Kutschchen geschickt dahinfährt und den bald darauf die vom Damme zurückkehrenden Neugierigen füllen. Im weiteren Verlaufe der Handlung spielt keine Scene mehr auf dem Marktplatze, aber er wird gesprächsweise noch öfter berührt, so daß wir uns bei einigem Nachhelfen der Phantasie ein ungefähres Bild davon entwerfen können.

Von den Häusern, die den Marktplatz umrahmen, werden vier erwähnt und drei ausführlicher beschrieben. Unser Blick richtet sich zunächst auf den Gasthof zum goldenen Löwen, der ja doch den örtlichen Mittelpunkt des Gedichtes bildet. Nach dem Brande, der vor zwanzig Jahren einen großen Teil des Städtchens eingeäschert hat, ist er neu erbaut worden.

Der Löwenwirt selber hat den soliden Bau aufführen lassen und dafür Sorge getragen, daß er sich ebensowohl zum Betriebe der Landwirtschaft wie zur Ausübung des Wirtschaftsgewerbes eigne. Den Eingang bildet ein großer Thorweg, damit die hochbeladenen Getreidewagen bequem in den hinter dem Hause liegenden Hof einfahren können. Seitwärts von dieser Einfahrt befindet sich im hinteren Raum ein kühles Sälchen, die Honoratiorenstube, während wir uns im vorderen Raum wohl ein größeres Zimmer, das allgemeine Gastzimmer, zu denken haben. Damit die Bewohner in den Feierstunden sich ins Freie setzen und an dem Leben und Treiben auf dem Markte ergötzen können, sind unter dem Thorweg hölzerne Bänke angebracht, und vor dem Hause befindet sich ein steinerner Ruheplatz.

In den Gasthof zum goldenen Löwen stößt die Apotheke zum Engel. Sie ist ebenfalls nach dem Brande neu aufgeführt worden und zählte früher zu den schönsten Häusern des Städtchens. Aber die Geschmacksrichtung hat sich geändert, und der Besitzer, ein knickeriger Hagestolz, erschrickt vor den Kosten einer modischen Umgestaltung. Scheut er ja doch schon davor zurück, das Schild seiner Apotheke, den drachenüberwindenden Erzengel Michael, der im Laufe der Zeit sehr gelitten hat, neu vergolden zu lassen. Einmal zwar kam es ihm in den Sinn, eine Erneuerung vorzunehmen; aber als vorsichtiger Mann erkundigte er sich zuerst bei dem Handwerksmeister nach der Forderung, und diese erschien ihm so hoch, daß er den Gedanken wieder aufgab und den Engel in seinem verbräunten Zustande beließ. Auch ein Teil des Gartens des Apothekers reicht wohl an den Marktplatz; stand ja doch ehemals, wie er selbst rühmt, jeder Reisende still und sah durch die roten Staketen nach den Bettlern von Stein und den farbigen Zwergen. Früher lud er sogar Gesellschaften ein, reichte ihnen in der farbig schimmern- den Muschelgrotte den Kaffee und erklärte ihnen die Wandgemälde im Gartenhaus. Aber jetzt erscheint der Garten geschmackwidrig, vernachlässigt und verödet.

Gegenüber dem Gasthose zum Löwen steht das Haus des ersten Kaufmanns des Ortes. Das ist nun ein herrlicher Bau, ganz im Geschmace der neuen Zeit, der fast den Neid des Apothekers erregt. Prächtigt nimmt sich in den grünen Feldern die Stuccatur der weißen Schnörkel aus, und die großen Scheiben der Fenster glänzen und spiegeln, so daß die übrigen Häuser des Ortes weit zurückstehen müssen.

In der Nähe des Kaufmannshauses, gegenüber der Apotheke, hat ein vielbeschäftigter Tischler Wohnung und Werkstatt, der von früh bis Abend mit seinen Gesellen fleißig sich regt.

Ungefähr in der Mitte des Marktplatzes steht ein Brunnen, dessen Ausmalung der Dichter unserer Phantasie überlassen hat. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir ihn uns nach der Art altertümlicher Brunnen vorstellen, wie wir sie heute noch zahlreich finden. Aus dem steinernen Becken

erhebt sich eine Säule, von einer Figur, etwa einer alten Gottheit, gekrönt; von einer Seite geht eine Röhre aus, die fortwährend Wasser in den Behälter plätschern läßt.

Der Marktplatz ist der Mittelpunkt des Städtchens; von allen Seiten her münden die Straßen und Gassen ein; an ihm liegen die Häuser, welche viele Bedürfnisse der Bewohner befriedigen. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn er den ganzen Tag über ein bewegtes Leben zeigt. In schulfreien Stunden finden wir am Brunnen häufig Kinder, die ruhig spielen oder auch lärmen und sich balgen. Der Löwenwirt und seine Frau sitzen manchmal auf den Bänken unter dem Thorweg, plaudern gemütlich mit einander und laden vorübergehende Bekannte zum Verweilen ein. Hermann nimmt gern allein seinen Sitz auf der steinernen Bank. Über den freien Platz gehen zu jeder Tageszeit Leute, um Wasser zu holen oder teure Medikamente zu kaufen oder im Hause des Kaufmanns zu feilschen oder beim Löwenwirt guten Trunk und angenehme Unterhaltung zu suchen. Hie und da hört man über das Pflaster schwere Getreidewagen knarren oder leichte Kutschen und elegante Landauer rollen.

### III. Abhandlungen.

#### Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

In einem Sommernachmittage ging ein Vater mit seinem zehnjährigen Sohne über Feld. Der geweckte Knabe sprang bald munter voraus, um einen bunten Schmetterling zu erhaschen, bald blieb er auch wieder zurück, um einen Blumenstrauß zu pflücken und seinen Vater dann um die Namen der ihm unbekanntem Blumen zu fragen. Da kam er plötzlich wieder atemlos herbeigesprungen; er hielt in seiner Rechten etwas Glänzendes und rief schon von weitem freudig: „Ein Goldstück, Vater; ich habe ein Goldstück gefunden!“ Der Vater nahm die Münze in die Hand, beschaute sie bedächtig auf beiden Seiten und sagte dann: „Da hast du dich von der Farbe täuschen lassen; das ist kein Goldstück, sondern ein Spielfennig, den wahrscheinlich spielende Kinder verloren haben. Fällt dir nicht das Sprichwort ein, das ihr lezt hin mit andern auswendig gelernt habt: Es ist nicht alles Gold, was glänzt?“

Dann gab er dem Knaben die Münze zurück, der sie etwas enttäuscht einsteckte. Der Vater merkte dies und fuhr weiter: „Du bist von deinem Funde enttäuscht; aber wenn du jederzeit das Sprichwort, von dessen Wahrheit du eben so anschaulich überzeugt worden bist, in Zukunft recht vor Augen hast, so hast du einen größeren Gewinn gemacht, als wenn du wirklich ein Goldstück gefunden hättest. Es gibt wenig Sprichwörter, die sich

so oft auf Dinge in der Natur und auf menschliche Verhältnisse anwenden lassen wie dieses. Es sollte mich wundern, wenn wir nicht heute noch öfter die Bestätigung dieses Sprichwortes erführen.“

Der Knabe hatte sich bald getröstet und sprang wieder lebhaft umher, unermüdet auf Entdeckungsreisen begriffen. Da die Sonne heiß schien, so bogen die beiden in einen kühleren, säuselnden Laubwald ein. Hier schlug der Junge bald Seitenpfade ein, bald schlüpfte er durch Buschwerk; endlich mußte er wieder etwas Seltenes gefunden haben. Er kam freudig hergesprungen und zeigte eine Handvoll glänzender, schwarzer Beeren. Als der Vater diese sah, fragte er zuerst ernst den Knaben, ob er schon davon gegessen, und fuhr dann auf das Nein desselben beruhigt fort: „Wirf sie weg, das sind die giftigen Tollkirschen; sie schauen so frisch und einladend aus wie die süßen, saftigen Früchte des Kirschbaums, der in Mitte unseres Gartens steht. Wenn du aber mehrere solcher Beeren genießen würdest, so müßtest du unter gräßlichen Schmerzen sicheren Todes sterben. Sieh, da haben wir schon eine Anwendung unseres Sprichwortes.“

Der Weg führte weiter in einen lichten Nadelwald. Es hatte die letzten Tage geregnet, und an einer feuchten Stelle waren Schwämme in Unzahl aus dem Boden hervorgeschossen. Besonders fielen dem Knaben die zinnoberroten, weißgetupften Fliegenchwämme in die Augen; mit freudigem Jauchzen sprang er auf sie zu. „Sieh,“ sagte der Vater, „hier bewährt sich unser Sprichwort schon wieder. Dieser Schwamm, der durch seine leuchtende Farbe schon von weitem den Blick auf sich zieht, ist, wie du wohl selbst weißt, giftig; der Schwamm hier dagegen mit seinem Hute von unansehnlicher brauner Farbe, der Steinpilz, gibt ein nahrhaftes und angenehmes Gericht. Ich glaube, wir können der Mutter keine größere Freude machen, als wenn wir mehrere sammeln.“

Sie waren nun schon längere Zeit spazieren gegangen und dachten an die Rückkehr. Der Heimweg, der sie die Landstraße dahin führte, brachte sie an einem prächtigen Landhause vorbei. Es war ein zierlicher und gefälliger Bau mit vielen Thürmchen und Erkern; die Sonne funkelte blendend in den breiten, hohen Fenster Scheiben; ein Park umgab dasselbe mit schattenspendenden Wäldchen, mit anmutigen Blumentepichen, mit Teichen, die Schwäne majestätisch durchzogen. Der Knabe schaute die Pracht und rief mit Entzücken: „Welch schönes Haus! Welch herrlicher Garten! Wer die besitzt, der muß doch recht glücklich sein.“ Aber der Vater erwiderte: „Beneide ihn nicht! Der würde all sein Besitztum dahingeben um ein einziges Gut, um das Gut der Gesundheit. Ein Leiden nagt nämlich an ihm, das noch kein Arzt zu heilen vermochte und das langsam, aber unaufhaltsam seine Lebenskraft aufzehrt. So wird er seines herrlichen Besitzes nicht froh; im Gegenteil, der Gedanke, Güter zu besitzen und sie nicht genießen zu

können, vergällt ihm noch mehr das Leben. Ich brauche dich wohl nicht zu erinnern, welches Sprichwort hier wieder zutrifft."

Die Spaziergänger wandelten ihres Weges weiter. Da sahen sie eine Staubwolke in der Ferne aufwallen. Nicht lange dauerte es, und ein prächtiges Zweigespann rannte an ihnen vorbei. „Wer ist das?“ fragte der Knabe, mit Bewunderung dem Wagen nachschauend. „Das ist einer der größten Grundbesitzer der Umgegend,“ antwortete der Vater, „aber wer weiß, wie lange noch. Er kümmert sich wenig um seinen Besitz und liebt es, spazieren zu fahren und an allen Vergnügungen teilzunehmen. Infolge dessen ist sein Hof ganz heruntergekommen, eine große Schuldenlast ist zusammengelahuft, und bald wird mit seinem stolzen Zweigespann ein anderer fahren. Ja, auch hier haben wir ein Beispiel für unser heute schon so oft erprobtes Sprichwort.“

Unterdesseu waren die beiden an der Schwelle ihres Wohnhauses angelangt, wo die Mutter sie freundlich begrüßte.

### Morgenstund hat Gold im Mund.

(Schüleraufsatz.)

An einem Vakanztage weckte mich mein Vater schon beim ersten Hahnen schrei, trieb mich mit den Worten „Morgenstund hat Gold im Mund“ aus den Federn und forderte mich zu einem Spaziergang in die nahen Wälder auf. Unterwegs fragte er mich: „Verstehst du das Sprichwort auch, das ich dir soeben zugerufen?“ Denn er liebte es, auf stärkenden Spaziergängen interessante Belehrungen und heilsame Ermahnungen zu geben. Ich antwortete: „Im großen und ganzen ist mir sein Sinn wohl klar, aber die Einzelheiten weiß ich nicht genau zu deuten.“ Darauf ging mein Vater aufs Nähere ein und erklärte mir den Spruch mit folgenden Worten.

„Unter „Morgenstund“ darfst du dir nicht einen Zeitraum von 60 Minuten denken; denn „Stund“ steht hier in einem weiteren, umfassenderen Sinne. Sie bezeichnet den Zeitabschnitt vom Tagesgrauen bis zum Frühstück. Wenn die munteren Vögel ihr Morgenlied beginnen, die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne den östlichen Himmel röten, das bleiche Licht der Sterne dem glänzenden Tagesgestirn weicht, dann beginnt diese Stund und endigt erst, wenn die rüstige Hausfrau das reine Linnen über den Tisch zum Frühstück breitet, die dampfende Suppenschüssel aufträgt und das Gesinde aus Scheune und Hof zusammenruft. „Mund“ hat in unserem Sage nicht die Bedeutung des gleichlautenden neuhochdeutschen Wortes, sondern ist soviel als „flache Hand“. Der Reim ist wohl die Ursache, daß sich dieses altertümliche Wort erhalten hat. Der wichtigste Teil des Sprichwortes ist „Gold“. Das Gold ist das kostbarste Metall; es bringt dem Be-

sißer Freude durch seinen Glanz und Nutzen durch seinen Wert. Daher steht der Name dieses edlen Metalls oft bildlich für die beiden Begriffe Freude und Nutzen. Nach der Entfernung des bildlichen Schmuckes und etwas weiter ausgeführt lautet also unser Sprichwort: Wer mit Tagesgrauen sich vom Lager erhebt und in den Morgenstunden einen Gang ins Freie macht oder eine Arbeit unternimmt, wird im ersteren Falle hohen Genusses sich erfreuen, im letzteren große Fortschritte machen.“

Mein Vater endigte, und die Wirklichkeit sollte sofort einen Teil der Behauptung bestätigen, nämlich daß die Morgenstunde genussreich sei. Die frische Luft machte mich munter und heiter, der kühle Morgenwind vertrieb meine Schläfrigkeit. Gleich einer feurigen Scheibe stieg im Osten die Sonne am Himmel empor, mehr und mehr schwand die Dämmerung, und der freundliche Morgen begann. Die besiederten Säger trillerten jubelnd ihr Morgenlied, alle Blumen öffneten ihre duftenden Kelche, und in Millionen Tautropfen, welche gleich Perlen an nickenden Blumen und zitternden Grashalmen hingen, spiegelte sich der Sonnenglanz. Von dem Dorfe her zogen muntere Mäher singend und pfeifend auf die saftigen Wiesen, geschwäzige Schnitter gingen auf das wogende Getreidefeld, und der heitere Hirte trieb die blökende Herde auf grünende Tristen. Wir marschierten lachend und scherzend dahin und gelangten in einen Tannenwald. Die stille Einsamkeit und der angenehme Waldesduft wirkten wohlthuend auf mein Gemüt und stimmten mich zum Gebete. Das waren die Freuden der Morgenstunde. Jetzt ein Beispiel für den Nutzen derselben.

Der Oktober war ins Land gezogen; die Freuden der Vakanz wechselten mit den Arbeiten des Schuljahres. An einem Tage bekamen wir eine größere Lektion auf als gewöhnlich, so daß ich am Abend mit den Aufgaben nicht fertig wurde. Deshalb bat ich die Hausfrau, mich schon um fünf Uhr morgens zu wecken, damit ich mein Pensum noch vollends studiere. Als ich mich um die bezeichnete Stunde erhob, fühlte ich neuen Arbeitsgeist, und wohlgemut machte ich mich an das Cäsarcapitel. Die Perioden, welche mir tags zuvor soviel Kopfzerbrechen verursacht hatten, wußte ich so ziemlich zu enträtseln und passend in unserer Muttersprache auszudrücken. Nun kam die griechische Grammatik an die Reihe. Viel leichter lernte ich die Regeln und ihre Ausnahmen auswendig und behielt sie viel fester im Gedächtnis. Auch die trockenen Sätze des griechischen Lesebuches erregten mir weniger Ueberdruß als sonst. Kurz und gut, ich sah, daß ich infolge der Frische des Körpers und Geistes und der ungestörten Ruhe in einer Stunde am Morgen mehr erreichte, als sonst in zwei Stunden am Abend.

## Segen der Einführung des Ackerbaus.

(Nach Schillers eleusischem Fest.)

Schiller hat in mehreren Schöpfungen seiner Muse seine Ansichten über die Entwicklung der menschlichen Gesittung niedergelegt; es sind das die gedankenreichen kulturhistorischen Gedichte. Am vollständigsten macht er uns mit den einzelnen Epochen der Kultur im eleusischen Fest bekannt. Er schildert uns zuerst die traurigen Zustände der Armenen, dann erzählt er in erhebender Weise die Einführung des Ackerbaus, und schließlich führt er uns die segensreichen Wirkungen dieses göttlichen Geschenkes vor. Diese Wirkungen nun, die der Dichter in glänzenden Bildern und schwungvoller Sprache unserer Einbildungskraft zeigt, will ich in schlichter, nüchterner Weise darzulegen suchen.

Vor der Kenntnis des Ackerbaus waren die Menschen Jäger oder Nomaden; jene durchstreiften mit Wurfspeer und Bogen die weiten Jagdreviere nach Beute, diese zogen mit ihren Herden von Weideplatz zu Weideplatz. Beide hatten keine ständigen Wohnungen; die Jäger suchten vor dem Ungemach der Witterung und den Schrecken der Nacht Schutz und Ruhe in irgend einer Höhle, die Nomaden schlugen ein leichtes Zeltdach auf, und wenn der Weideplatz abgegrast war, rollten sie es wieder zusammen und trugen es an einen andern Ort. Mit der Einführung des Ackerbaus ward jedoch ein bedeutender Wandel geschaffen. Denn der Ackerbauer sah sich genötigt, sesshaft zu werden und einen dauernden Bund mit der von ihm bebauten Erde zu schließen. Infolge dessen trat an die Stelle der unheimlichen Felsenwohnung und des beweglichen Zeltes die „friedliche, feste Hütte“. War diese auch anfangs klein und unscheinbar — Holzpfähle, neben einander in die Erde gerammt, mit Lehm verkittet und von einem Strohdache bedeckt, bildeten wohl die erste Hütte —, so bot sie doch mehr Schutz und Behaglichkeit als die früheren Wohnstätten; nach und nach aber erweiterte sich der Umfang, die Mauern wurden aus festerem Stoffe aufgeführt, der Anstrich verschönerte sich, Abteilungen wurden gemacht und die einzelnen Räume wohnlicher ausgestattet.

Bevor der Mensch mit seinem Gespann die Erde pflügte, war er darauf angewiesen, sich in die Felle zahmer und wilder Tiere zu hüllen und von dem Fleisch der Jagd- und Herdentiere sich zu nähren. Mit der Bearbeitung der Erde kam aber der Anbau von Ähren und Flachs. Nun wurde der Tisch reicher gedeckt, indem zu den Fleischgerichten das schmackhafte, nahrhafte Brot, die „Frucht der süßen Ähren“, trat, und die raue Wildschur wurde allmählich von dem feinen linnenen Gewande verdrängt.

Der Ackerbau steigerte nicht bloß das körperliche Wohlbefinden, indem er die Wohnung behaglicher, die Nahrung mannigfaltiger, die Kleidung gefälliger machte, sondern er führte auch geistigen Fortschritt herbei. Der

Ackerbauer mußte den verwilderten Boden für die Ausfaat herrichten, den Lauf der Gestirne und die Veränderung der Jahreszeiten beobachten, die eingeheimsten Früchte verarbeiten und aufbewahren; er mußte Tiere zähmen und darauf sinnen, seine Wohnung den wachsenden Bedürfnissen anzupassen und gegen Zeit und Wetter immer widerstandsfähiger zu machen. Dies alles regte den Geist an und schärfte ihn, und viele Entdeckungen und Erfindungen wurden gemacht. Namentlich erdachte man viele Geräte und Werkzeuge, um sich die Arbeiten leichter zu machen und sie vollkommener auszuführen. Schließlich gab es deren eine so große Menge, daß der Ackerbauer selber keine Zeit mehr fand, sie herzustellen; es erfolgte Arbeitsteilung, indem die einen den Boden bearbeiteten, die andern die Werkzeuge verfertigten, die der Bauer brauchte, und ihm das Haus aufführten. Und so entstanden die Gewerbe, von denen uns der Dichter mehrere vorführt. Es kam der Schmied, der das glühende Eisenstück mit der Zange auf dem Amboss wendete und daraus mit mächtigen Hammerschlägen die Pflugsschar bildete; es kamen Zimmerleute und Maurer und Schlosser, die Häuser bauten und Städte besetzten, indem sie die „rauhn Stämme rundeten“, den „Wall der Mauern türmten“ und die „Niegel und der Schlösser festes Band fügten“.

War einmal der Erfindungstrieb des Menschen geweckt, so beschränkte er sich nicht mehr auf nützliche und notwendige Dinge, sondern er versuchte auch, das Leben zu verschönern; die Kunst feierte ihre Auferstehung. Die „Gefäße aus Erz und Thon“ z. B. dienten nicht allein mehr dem Gebrauche, sondern sie erfreuten auch Geist und Auge durch ihre künstliche Gestalt und ihre sinnigen Verzierungen. Und die Leier ward erfunden, um die Lieder zu begleiten, mit denen sich die Landleute am Abend nach schwerem Tagwerk erheiterten oder die langen Winternächte kurzweilig machten.

Der Ackerbau hatte ferner die Bildung des Eigentums und die Gründung staatlicher Ordnung im Gefolge, indem er „den Menschen zum Menschen gesellte“. Das Jäger- und Nomadenleben bedingte eine Vereinzelung der Menschen, da jeder Jäger ein ausgedehntes Waldrevier brauchte, um hinlängliche Beute für sich und die Seinen zu erhalten, und jeder Viehzüchter ausgedehnte Weideplätze, um seine großen Herden zu ernähren. Beim Ackerbau kommt es dagegen nicht so sehr auf die Größe, als auf sorgfältige Bearbeitung und Ausnützung des Grundes an. Es konnten deshalb mehrere Ackerbauern sich bei einander niederlassen, ohne sich zu beengen und zu schädigen; doch mußten die Hufen der einzelnen Ansiedler gegen einander abgegrenzt werden, und so bildete sich Recht und Eigentum.

Und mit dem gerechten Stab  
 Mißt sie jedem seine Rechte,  
 Setzt selbst der Grenze Stein.

Wo der Bauer sein Heim aufschlug, da nahmen auch Handwerker und Künstler ihre Wohnung; denn sie bekamen von ihm Arbeit und Brot. Auch Handelsleute ließen sich daselbst nieder, um dem Bauern die Gaben der Ferne zu bringen, dann aber auch, um seine Erzeugnisse in die Ferne zu verkaufen. So entstand ein größeres oder kleineres Gemeinwesen, das staatliche Ordnung erheischte und zur Aufstellung von Gesetzen und Obrigkeiten führte.

Schließlich war die Einführung des Ackerbaus in sittlicher Hinsicht von größtem Segen, und mit Recht nennt Schiller die Demeter die „Bezähmerin wilder Sitten“. Der ackerbautreibende Mensch nahm ein milderes Wesen an sowohl gegen die Tiere wie gegen sein eigenes Geschlecht. Die Tiere wollte er nicht mehr in erster Linie töten wie der rauhe Jäger, sondern zähmen und für seine Dienste gebrauchen; die Feindseligkeit und das Mißtrauen, das der Mensch früher gegen seine Geschlechtsgenossen an den Tag gelegt hatte, schwand immer mehr, und er ging gesellschaftliche und staatliche Verbindungen ein, er ward zum *ζῷον πολιτικόν*. Doch nicht bloß eine Sänftigung der wilden Gemüthsart im allgemeinen bewirkte die Einführung des Ackerbaus, sondern sie brachte auch viele einzelne, bisher wenig gekannte Tugenden zur Entwicklung. Die fortwährende Beschäftigung mit dem Boden ließ ihn liebgewinnen und erweckte die Anhänglichkeit an die „süße Heimat“ und im weiteren die Vaterlandsliebe, die ja namentlich bei der ackerbautreibenden Bevölkerung so ausgeprägt ist. Die Abhängigkeit von Wind und Wetter, die niemand mehr fühlt als der Landmann, führte hin zum Herrn über dieselben, zu Gott, und die religiöse Gesinnung bethätigte sich nach außen durch Herstellung prächtiger Tempel. Der Ehebund wurde veredelt, indem die Frau als unumgänglich notwendige Gehülfin des Mannes zu Hause und auf dem Felde erschien und durch diese Unentbehrlichkeit sich Wert und Achtung bei ihm verschaffte. Kurz, erst durch den Ackerbau wurden die edlen Keime in der menschlichen Brust entwickelt, wurde, wie es der Dichter so knapp und schön ausdrückt, „der Mensch zum Menschen“.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß von allen Kulturfortschritten die Einführung des Ackerbaus den mannigfaltigsten und nachhaltigsten Segen gebracht hat. Der Ackerbau hob das körperliche Leben auf eine höhere, menschenwürdigere Stufe, indem er Wohnung, Nahrung und Kleidung verbesserte; der Ackerbau förderte das geistige Leben, indem er zur Beobachtung der Natur und zum Ersinnen von allerlei Werkzeugen anregte; der Ackerbau begründete das gesellige und staatliche Leben, indem er die Menschen einander näherte und zur Bildung von Gemeinden veranlaßte; der Ackerbau begünstigte endlich das sittlich-religiöse Leben, indem er auf Gott hinwies und mildere Gefühle gegen die Mitmenschen einslößte. Mit Recht wird daher in unserem Gedichte von den Eleusispilgern die Göttin des Ackerbaues „die beglückende Mutter der Welt“ genannt.

### Welche Umstände erhielten bei den Griechen das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach?

Wenn wir eine Landkarte Altgriechenlands überblicken, so sehen wir auf einem verhältnismäßig kleinen Raume eine Menge unabhängiger Staaten, die oft nur aus einer Stadt und der dazu gehörigen Feldmark bestehen. Die Gründe dieser politischen Vereinzelung sind theils in der Gestaltung des Landes, theils in der Art der Bewohner zu suchen. Einmal hat das Meer dem Lande der Griechen den Zusammenhang genommen und es in eine Menge größerer und kleinerer Bruchteile aufgelöst; zerstreute Inseln bedecken das jonische und noch mehr das ägäische Meer, und selbst das Festland ist durch tief eindringende Buchten zerschnitten. Hat das Meer irgendwo noch einen größeren zusammenhängenden Teil übrig gelassen, so durchziehen ihn Gebirge mit schroffen Höhen und ausgedehnten Wäldern und erschweren so die Verbindung. Zu diesen natürlichen Schranken kam dann noch der Gegensatz der Bewohner hinsichtlich ihrer Stammesangehörigkeit, ihres Charakters, ihrer Bestrebungen. Es konnte doch z. B. der lebensfrohe, kunstsinige, freiheitsbegeisterte Athener keine innige Verbindung eingehen mit einem Spartiaten, der ein Freund der Abhärtung, ein Verächter der Künste und Wissenschaften, ein Feind demokratischer Einrichtungen war. Wenn trotz dieser Zersplitterung die Griechen als eine Nation, als ein zusammengehöriges Volk sich selbst und andern erschienen, so bewirkten dies hauptsächlich folgende Umstände.

Ein Band, das die Griechen vor völligem Auseinanderfallen bewahrte, war vor allem die Einheit der Sprache. Zwar wurden mehrere Mundarten gesprochen, z. B. im Eurotasthale die dorische, in Attika die attische, in Bötien die äolische; aber sie wichen doch nicht soweit von einander ab, daß man sie nicht als engverbündete Schwestern, von einer Mutter stammend, erkannt und in ganz Griechenland verstanden hätte. Die Gleichheit der Sprache gab den Griechen die Ueberzeugung, daß sie eines Ursprunges seien und zusammen eine große Familie bildeten; sie sonderte dieselben einerseits von den nicht griechisch redenden Völkern, den *βάρβαροι*, ab, andererseits brachte sie einen engeren Zusammenschluß unter ihnen selbst hervor. Um so fester umschlang dieses sprachliche Band die Griechen, da sie sich rühmen durften, kein anderes Volk besitze eine Sprache, der ihrigen gleich an Wohlklang der Worte, Reichthum der Bezeichnungen und Feinheit der Ausdruckweise.

Neben der Einheit der Sprache verhinderte die Gleichheit der religiösen Ueberzeugung und der Götterverehrung, daß die einzelnen Völkerschaften Griechenlands sich allzusehr entfremdeten. Alle Griechen glaubten an die Götterwelt, mit der Homer den Olymp bevölkert hatte; wurde auch in mancher Stadt eine Gottheit besonders geehrt, wie Athene in Athen oder

Apollo in Delphi, so vergaß man darob nicht der übrigen Götter. Alle Griechen hatten dieselbe Anschauung von den Himmlischen; sie hielten sie für Wesen, nach ihrem Bilde geschaffen, fähig zu leiden und sich zu freuen wie ein Mensch, doch unsterblich und unvergleichlich mächtiger. Alle Griechen ehrten sie in gleicher Weise mit Gebeten, Geschenken und Opfern und erbauten ihnen gleichartige Tempel, herrliche, säulengetragene Gebäude auf hohem Unterbau, geschmückt mit Bildwerken und Malereien. Einzelne Heiligtümer erhoben sich zu religiösen Mittelpunkten, so namentlich Delphi, „der gemeinsame Herd“ Griechenlands. Siegreiche Feldherrn stifteten dahin Weihgeschenke, bedrängte Völker erholten sich Rats beim weis sagenden Schlund, und unternehmungslustige Männer baten den pythischen Apollo um Segen und Gelingen für ihr Vorhaben.

Eine Annäherung der einzelnen griechischen Völkerschaften bewirkten auch die regelmäßig wiederkehrenden Nationalfeste, namentlich die berühmtesten derselben, die olympischen. Von allen Teilen Griechenlands, „von Theseus' Stadt, von Nulis Strand, von Phokis, vom Spartanerland“ kamen zu Tausenden die Söhne des Hellen und feierten am Ufer des Alpheus ein großes Freuden- und Verbrüderungsfest. Da bewunderten sie die auftretenden Wettkämpfer, die die Kraft ihrer Arme oder die Behendigkeit ihrer Füße oder die Schnelligkeit ihrer Gespanne zeigten, und empfanden es mit freudigem Stolze, daß die wackeren Läufer, Ringer und Wagenlenker ihre Landsleute seien. Da traten die Bewohner weit entlegener Landschaften in enge Berührung, manche Vorurteile wurden beseitigt und manche Freundschaften geschlossen, die lange über die Zeit des Festes hinaus lebendig blieben.

Zur Festigung des Nationalbewußtseins trug ferner die griechische Heldensage bei. Die Sage von Deukalion und Pyrrha, die allein aus der großen Flut sich erretteten und das verödete Land wieder bevölkerten, wies die Griechen ebenso wie die Einheit der Sprache auf gemeinsame Stammeltern hin. Die Sage von den kühnen, aus allen Teilen Griechenlands zusammengeströmten Argonauten und von der glanzvollen Unternehmung der Panachäer gegen Troia mußte die Griechen einander nähern, da sie sahen, wie ihre Väter einmütig in den Kampf gezogen waren und Gefahren und Abenteuer in treuer Kameradschaft mit einander geteilt hatten.

Es darf auch nicht übersehen werden, daß die hohe Kulturstufe, auf der sich die Griechen befanden, ihren Nationalstolz ansachte und das Gefühl ihrer Zusammengehörigkeit nicht erlöschen ließ. Sie übertrafen alle Barbaren an Schönheit der Gestalt und Gewandtheit der Glieder, noch mehr aber an geistiger Ausbildung. Es ist freilich richtig, daß nicht alle Stämme dieselbe Begeisterung für Kunst und Wissenschaft hegten und derselben Erfolge sich rühmen konnten wie die Athener. Die Böoter z. B. galten diesen als *ἀναίοι ἄνθρωποι*, und die Spartaner erzogen ihre Jugend für den Krieg. Aber trotzdem hatten jene einen Pindar, diese einen Thyräus, und mochten sie

auch hinter den Athenern zurückstehen, den Barbaren waren sie noch weit voraus.

Manchmal bewirkten auch äußere Feinde, daß die einander gleichgültigen oder gar feindlichen Glieder eines Volkes sich versöhnten und einen. So war es im Jahre 1870 unser Erbfeind Frankreich, der das zerklüftete Gebäude deutscher Einheit wieder zusammenkittete und die Errichtung des deutschen Kaisertums herbeiführte. Einen solchen Erbfeind besaßen die Griechen an den Persern. Wenn diese an den Thoren ihres Landes pochten, dann vergaßen sie öfters, wenn auch nicht immer, ihre Zwistigkeiten und schlossen Bündnisse zur Abwehr und zum Angriff. Am einträchtigsten standen die Griechen im dritten Perserkriege zusammen und errangen so die glänzenden Siege bei Salamis und Platää, Siege, die ihnen immerwährend ins Gedächtnis riefen, was sie vereinigt vermöchten.

Wenn also auch die Natur des Landes und die Eigenart der einzelnen Völker trennend wirkte, so gab es doch auch wieder viele einigende Punkte. Gleiche Sprache und gleiche Religion, ähnliche Sagenwelt und ähnlicher Bildungsgrad, dieselben Freuden und dieselben Gefahren erhielten das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach und verhinderten völlige Entfremdung.



stehen, den Barbaren waren sie noch

äußere Feinde, daß die einander gleich-  
der eines Volkes sich versöhnen und einen.

Erbfeind Frankreich, der das zerklüftete  
zusammenkittete und die Errichtung des  
2. Einen solchen Erbfeind besaßen die  
diese an den Thoren ihres Landes pochten,  
auch nicht immer, ihre Zwistigkeiten und  
und zum Angriff. Am einträchtigsten  
Perserkriege zusammen und errangen so  
s und Plataä, Siege, die ihnen immer-  
as sie vereinigt vermöchten.

es Landes und die Eigenart der einzelnen  
doch auch wieder! viele einigende Punkte.  
tion, ähnliche Sagenwelt und ähnlicher  
id dieselben Gefahren erhielten das Gefühl  
o verhinderten völlige Entfremdung.



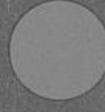
A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19



R



G



B



W



G



K



C



Y



M

TIPPEN® Gray Scale

© The Tiffen Company, 2007